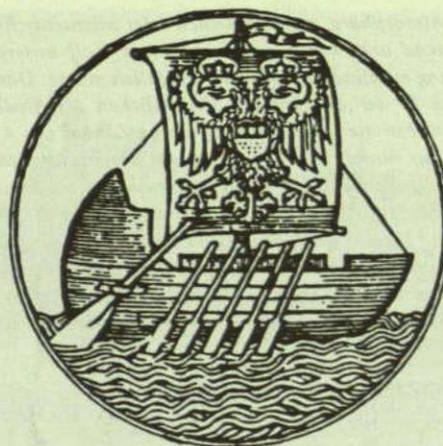


ALT-KÖLN



G 20347 F

08. APR. 91

Mitteilungen des Heimatvereins Alt-Köln · Nr. 80 · März 1991

E Jedeech, wie et em Boch steit (1)

Kriegslied

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!

's ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krächten
Von einer Leich' herab?

Was hülft' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Matthias Claudius

Liebe Mitglieder und Freunde des Heimatvereins Alt-Köln!

Nun ist es schon elf Jahre her, daß ich mich bereit erklärt habe, das Amt des Vorsitzenden im Heimatverein Alt-Köln zu übernehmen. Ist das nicht eine jecke Angelegenheit? Der Kölner hat seinen sehr nüchternen Kommentar dazu parat: »Et jitt kei jrößer Leid, als wat der Minsch sich selvs andeit!« Aber was soll es – auch wenn ich die Bürde oft stärker empfinde als die Würde, es ist doch eine schöne Aufgabe, sich in der Tradition dieses Vereins, gestützt auf die Treue und die aktive Sympathie der Mitglieder, für die Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart einzusetzen, besonders immer wieder für unsere kölsche Muttersprache und die Kölner Mundartliteratur.

Manches freilich habe ich vor elf Jahren nicht ahnen können. Zum Beispiel, daß ich heute einmal, in einer emotional aufgeheiz-

Unser Veranstaltungskalender

- Mo 15.4. »Dat darf doch nit wohr sin!« (Mundartautorenabend)
Do 25.4. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (III)
Mo 13.5. »Der Kölner Ratsturm« (Vortrag von Frau Professor Dr. Kier)
Do 23.5. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (IV)
Sa 25.5. Studienfahrt nach Stadt Blankenberg an der Sieg
Mo 10.6. »Jan von Werth und Köln«
Do 20.6. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (V)
Sa 29.6. Messe mit kölscher Predigt in St. Maria im Kapitol
So 22.9. Studienfahrt in die Eifel (Nideggen und Steinfeld)

RK 143

ten Atmosphäre, zu entscheiden oder mitzuentcheiden hatte, ob während und wegen des Krieges am Golf unsere Fastelovendsitzung stattfinden dürfe oder ausfallen müsse. Darüber werde ich etwas in der diesjährigen Ordentlichen Mitgliederversammlung sagen. Für sie habe ich auch einige Zahlen zur Altersschichtung und zur räumlichen Verteilung der Vereinsmitglieder zusammengestellt, über die ich dann in einem der nächsten »Alt-Köln«-Hefte berichten werde. Auch ansonsten ist für diese Hefte wie auch für die Vereinsarbeit überhaupt schon dies und das geplant. Möge uns auch ein gemeinsames Gelingen beschieden sein. Ein bißchen Frieden und ein bißchen Gesundheit und Wohlergehen, villich noch e paar jot Fründe – dä Ress welle mer dann allt selver maache!

In diesem Sinne mit besten Grüßen an Sie alle

Ihr Heribert A. Hilgers

Einladung zu unseren Veranstaltungen

Montag, 15. April 1991, 19.30 Uhr im Belgischen Haus:

Mundartautorenabend zum Thema »Dat darf doch nit woahr sin!«

Mundartautorenabende dieser Art sind in den letzten Jahren im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Kölle op Kölsch« angeboten worden. Nun übernimmt der Heimatverein sie wieder in seine Obhut. Den diesjährigen Abend haben wir unter das Thema »Dat darf doch nit woahr sin!« gestellt. Dieses Thema läßt von dem Erzählen einer überraschenden Begebenheit über die Vergewärtigung einer besonderen Eigenschaft bis hin zur Entrüstung der Satire vielen Formen sprachlicher Pointierung Raum. Wir dürfen also gespannt sein, was unsere Mundartautoren von Martin Jungbluth, Heribert Klar, Herbert Knittler und B. Gravelott bis zu Gaby Amm, Hilde Fischer, Paula Hiertz und Cilli Martin (die Aufzählung ist nicht vollständig!) für dieses Thema ausgesucht oder neu geschrieben haben.

Donnerstag, 25. April 1991, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Em Scheffje«, Severinsstraße 104:

»B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (III)

In der Reihe, die am 28. Februar begonnen hat und am 21. März fortgesetzt wurde, findet heute der dritte Abend statt. Regelmäßige Teilnahme ist erwünscht, aber nicht erforderlich. Teilnehmer sollten Notizpapier und Schreibstift mitbringen. Die Gaststätte »Em Scheffje« ist zu erreichen auf kürzestem Wege von der KVB-Haltestelle Severinsbrücke, auf etwas längerem auch vom Chlodwigplatz aus.

Montag, 13. Mai 1991, 19.30 Uhr im Belgischen Haus:

Lichtbildervortrag von Frau Professor Dr. Hiltrud Kier über »Der Kölner Ratsturm«

Der Kölner Ratsturm wurde, nachdem die demokratische Stadtverfassung von 1396 im »Verbundbrief« niedergelegt worden war, in den Jahren 1407–1414 als Zeichen des neuen bürgerlichen Selbstbewußtseins errichtet. Mit 61 Metern Höhe hatte er die Maße eines großen Kirchturms. Er war ein frühes Kölner »Hochhaus« mit nutzbaren Innenräumen in fünf Geschossen, aber er wurde von Anfang an nicht nur als Zweckbau, sondern auch als Aufgabe repräsentativer Gestaltung angesehen und erscheint konsequenterweise als fester Bestandteil des Stadtpan-



Eijentlich

eß et jo kei Wunder,
dat hück ze Dag
su vill Minsche
op Parajrafe
un Prinzipie rigge,
et jitt jo kaum noch Päd.

Heinz Heger

oramas. Nach dem letzten Krieg leisteten, in Erinnerung an die alte Tradition, die Handwerker-Innungen wesentliche Beiträge zum Wiederaufbau, bis hin zum Glockenspiel. Und bei der Neugestaltung der Figuren beteiligt sich derzeit sozusagen ganz Köln. Nur der Platz-Jabbeck bleibt »städtischer Angestellter«.

Unser Ehrenmitglied Frau Professor Dr. Hiltrud Kier hat einen wesentlichen Anteil daran, daß es zur Erstellung dieses neuen Figurenprogramms kam. Die von vielen Steinbildhauern stammenden Figuren sind jetzt noch den Fotografen erreichbar, werden aber bald in luftige Höhen entschwinden. So wird dieser Vortrag also auf seine Weise Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbinden.

Frau Dr. Kier, die uns – in einem zufälligen Drei-Jahres-Rhythmus – bereits interessante und anschauliche Vorträge über die Kölner Ringe (1982), den Heumarkt (1985) und Stephan Lochners Altar der Stadtpatrone (1988) gehalten hat, ist uns auch 1991 wieder, erstmals in ihrer neuen Funktion als Generaldirektorin der Kölner Museen, hochwillkommen.

Donnerstag, 23. Mai 1991, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Em Scheffje«, Severinstraße 104:

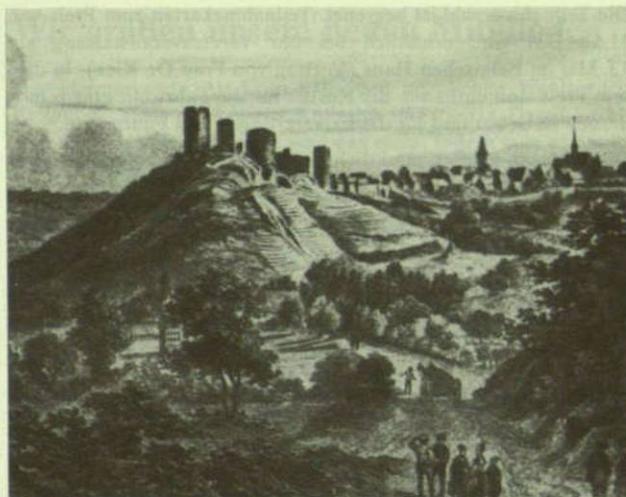
»B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (IV)

In der Reihe, die am 28. Februar begonnen hat und zuletzt am 25. April fortgesetzt wurde, findet heute der vierte Abend statt. Regelmäßige Teilnahme ist wünschenswert, aber nicht erforderlich. Teilnehmer sollten Notizpapier und Schreibstift mitbringen.

Samstag, 25. Mai 1991, 13.30 Uhr, Treffpunkt Neumarkt/Cäcilienstraße (an der Volkshochschule):

Studienfahrt nach Stadt Blankenberg an der Sieg

Um 1150 errichteten die Grafen von Sayn, die mancherlei Beziehung auch nach Köln hatten, auf einem Felsen 80 Meter über der Sieg die Burg Blankenberg. Sie schufen sich damit einen festen



Blankenberg um 1850 (Stich von Nikolaus Christian Hohe)

Platz und einen Mittelpunkt für ihr kleines Territorium, das sich auf den Ostrand der Siegburger Bucht und auf die Randhöhen des Bergischen Landes und des Westerwaldes erstreckte. Die bürgerliche Siedlung, die sich an die Burg anschloß, erhielt 1245 Stadtrechte. Drei Jahre später, im Jahr der Grundsteinlegung des Kölner Doms, verlieh Erzbischof Konrad von Hochstaden der Kirche der Hl. Katharina von Alexandrien die Pfarrechte. Burg, Stadt und Kirche bildeten eine mächtige Befestigungsanlage. Nach dem Aussterben des Sayner Grafenhauses fiel das Land Blankenberg 1248 an die Herren von Heinsberg. Von deren Erben gingen Burg, Stadt und Land 1363 an die Grafen und späteren Herzöge von Berg. Die Burg zerfiel allmählich und wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschleift. 1806 gingen die Stadtrechte verloren. Bestehen blieb eine »Gemeinde« Blankenberg in den Grenzen des Burgbanns, jedoch unter dem Dach der Bürgermeisterei Hennef. Erst 1934 verschwand mit der Auflösung der Gemeinde der letzte Rest einer fast siebenhundertjährigen Eigenständigkeit. 1954 wurde gestattet, das Wort »Stadt« dem Namen hinzuzufügen. Seitdem heißt der Ort »Stadt Blankenberg«. Die Kirche wurde 1983 durch einen Brand schwer beschädigt, ist aber wiederhergestellt.

Professor Dr. Helmut Fischer, derzeit wohl bester Kenner Blankenbergs, auch Verfasser des einschlägigen Heftes in der Reihe »Rheinische Kunststätten«, wird uns durch Gegenwart und Geschichte dieser alten Stadt an der Sieg führen, die im Katharinenturm auch ein eigenes kleines Museum besitzt.

Zum Abschluß wird Gelegenheit zum Kaffeetrinken sein.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Teilnahmekarten zum Preis von 11,50 DM sind erhältlich bei der Vereinsveranstaltung am 13. Mai im Belgischen Haus (Vortrag von Frau Dr. Kier). In diesem Preis sind enthalten die Kosten für die Fahrt mit einem modernen Reisebus und für die Erläuterungen und Führungen.

Die Abfahrt erfolgt pünktlich um 13.30 Uhr in der Cäcilienstraße (Fahrbahn Richtung Heumarkt), Bushaltebucht an der Volkshochschule gegenüber dem Belgischen Haus. Die Rückkehr dorthin ist für etwa 18.30 Uhr vorgesehen.

Montag, 10. Juni 1991, 19.30 Uhr im Belgischen Haus:

Historisches und Literarisches über »Jan von Werth und Köln«

Es ist schon merkwürdig, daß eine Stadt wie Köln, die es Jahrhunderte lang verstanden hat, sich aus kriegerischen Auseinandersetzungen herauszuhalten, Jan von Werth, dem Reitergeneral des Dreißigjährigen Krieges, ein Denkmal gesetzt hat. Welche Gründe gibt es für diese Popularität? Ist sie, obwohl sie ja auch in den Fastelovend hineinspielt, nur ein Tribut an den Hurra-Patriotismus des 19. Jahrhunderts? Oder ist Jan von Werth, wie er im Bewußtsein der Kölner lebt, letzten Endes nur eine Verkörperung von Friedenssehnsucht?

Auf diese Fragen wollen wir an diesem Abend eine Antwort suchen. Der Vorsitzende wird die historischen Zusammenhänge nachzeichnen, Mitglieder der »Kumede« werden Jan von Werth in kölschen Texten vorstellen.

Donnerstag, 20. Juni 1991, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Em Scheffje«, Severinstraße 104:

»B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (V)

In der Reihe, die am 28. Februar begonnen hat und zuletzt am 23. Mai fortgesetzt wurde, findet heute der fünfte Abend statt. Regelmäßige Teilnahme ist erwünscht, aber nicht erforderlich. Teilnehmer sollten Notizpapier und Schreibstift mitbringen.

Samstag, 29. Juni 1991, 18.30 Uhr in St. Maria im Kapitol:

Messe »Dem Här zo Ihre« mit kölscher Predigt von Dechant Willi Müller, Pfarrer von St. Pankratius in Königswinter-Oberpleis

Der Peter-und-Pauls-Tag 1902 war der Gründungstag des (Heimat-)Vereins Alt-Köln. Neunundachtzig Jahre später laden wir zu unserem Gottesdienst »Dem Här zo Ihre« mit kölscher Predigt ein. Als Prediger konnten wir diesmal Dechant Willi Müller aus Oberpleis gewinnen, »ne Düxer Jung«, später zehn Jahre Pastor an St. Maternus, in der Zeit, als Heinz Heger, unvergessen als Mundartautor und Mitherausgeber von »Dem Här zo Ihre«,

zu dieser Pfarrei gehörte. Wir freuen uns sehr, daß wir an diesem Abend in St. Maria im Kapitol zu Gast sein dürfen; unser Vereinsmitglied Stadtdechant Dr. Johannes Westhoff hat spontan und gerne seine Zusage gegeben. Wer es besitzt, möge zu diesem Gottesdienst das »kölsche Jebettboch« »Dem Här zo Ihre« mitbringen.

Wir rechnen fest damit, daß sich an diesem Peter-und-Pauls-Tag die treue »Gemeinde« der »Alt-Kölner« in der alten Marienkirche auf dem Kapitol, die durch die »Zint-Märjens-Repp« sprichwörtlich geworden und auch mit dem seligen Hermann Josef verbunden ist, zusammenfindet.

Sonntag, 22. September 1991, 8.00 Uhr, Treffpunkt Theodor-Heuss-Ring:

Große Studienfahrt auf den Spuren von Legende und Geschichte von Köln in die Eifel

Eigentlich müßten wir die Abfahrtstelle diesmal in die Nähe von St. Maria im Kapitol legen. Denn im Schatten des vornehmen Damenstiftes, in der Stephanstraße 2, soll er geboren sein, Hermann Josef, der Knabe, der dem Jesuskind auf dem Arm einer Marienstatue in der Kapitolskirche so bereitwillig einen Apfel reichte, daß das Kind ihn annahm. Denn Hermann Josef ist eine der beiden Gestalten, deren Spuren wir an diesem Tag von Köln in die Eifel folgen.

Die zweite ist der Kölner Erzbischof Engelbert von Falkenberg (1261–1274), Nachfolger Konrads von Hochstaden. Er geriet bei einem der vielen Kriege, in die sich die Kölner Erzbischöfe im 13. Jahrhundert einließen, in die Gefangenschaft des Grafen Wilhelm IV. von Jülich, der ihn über drei Jahre lang auf seiner Burg Nideggen gefangen hielt. Über die Art dieser Gefangenschaft gibt es gruselige Geschichten.

Nideggen ist unser erstes Ziel bei dieser Fahrt. Dort wollen wir die romanische Basilika St. Johann Baptist (13. Jahrhundert), anschließend das vom Landschaftsverband Rheinland im Bergfried der Burgruine (12.–14. Jahrhundert) eingerichtete Burgenmuseum besuchen. In Nideggen werden wir wohl auch zu Mittag essen. Danach wird Zeit für einen kurzen Spaziergang durch dieses alte Eifelstädtchen sein.

Die Weiterfahrt führt uns dann zu dem Ort, an dem das Leben Hermann Josefs weiterging und sich vollendete: Kloster Steinfeld, gegründet um das Jahr 1070. Dort wurde dieser »kölsche Jung« unter Abt Ulrich Mönch des Prämonstratenser-Ordens. Heute ist die Klosteranlage im Besitz des Salvatorianerordens. Voraussichtlich wird Salvatorianer-Pater Leopold Jahn uns etwas über Kirche, Kreuzgang und Klostergebäude erzählen. Vielleicht wird auch Gelegenheit bestehen, die kostbare Orgel zu hören.

Anschließend besteht die Möglichkeit, die Kirche näher zu besichtigen, einen Spaziergang zu machen oder in einem der beiden ansässigen Restaurants (auf eigene Rechnung) den Sonntags-Nachmittags-Kaffee einzunehmen.

Um 18.00 Uhr wollen wir die Rückfahrt antreten und gegen 19.15 Uhr wieder am Theodor-Heuss-Ring eintreffen.

Wie Sie sehen, sind die organisatorischen Vorbereitungen dieser Fahrt noch nicht abgeschlossen. Daher möchten wir Sie heute nur bitten, sich den Termin vorzumerken. Einzelheiten, vor allem der Teilnahmepreis und die Daten für den Erwerb der Teilnahmekarten, werden bei den Vereinsveranstaltungen im Mai und Juni und im nächsten »Alt-Köln«-Heft mitgeteilt. Bis dahin sind wir bemüht, eine schöne und informative Fahrt vorzubereiten, damit Sie hinterher sagen können: »Dat hät uns jefalle!« Für schönes Wetter müssen Sie allerdings selbst »en Käaz opstelle«.



Hof des Steinfelder Kreuzgangs mit Brunnenhaus

Wir grüßen unsere neuen Mitglieder

Der Heimatverein Alt-Köln hat einen heimlichen Wahlspruch. Er lautet: »Dat dat kölsche Kölle nit ungerjeit!« Damit ist ein Ziel angesprochen. Erreicht wird das nicht, indem man es »nett« findet, daß Köln anders ist als andere Städte, daß Köln eine eigene Sprache hat, daß in Köln die Vergangenheit sinnvoll in der Gegenwart fortlebt. Erreicht wird das auch nicht dadurch, daß »bezahlte Kräfte« ein »Kölsch-Programm« absolvieren. Erreicht wird es einzig dadurch, daß viele diese Sache zu ihrer eigenen, ganz persönlichen machen. Ein Schritt in die richtige Richtung ist die Mitgliedschaft bei uns im Heimatverein Alt-Köln. In unseren Veranstaltungen und Veröffentlichungen spielen immer wieder kölnische Geschichte, kölnische Sprache und kölnische Eigenart und ihr Zusammenspiel die Hauptrolle, und es zeigt sich, in wie vielen Hinsichten das interessant ist. Wir halten Erinnerungen wach, damit sie fruchtbar werden können für die Zukunft. Auf diese Weise gewinnt und bewahrt ein Mensch seine Identität, auf dieselbe Weise auch eine Stadt. Nur wenn und weil viele Kölner kölsche Kölner sein wollen, wird und bleibt Köln liebenswert.

Daß sich an diesem Ziel nichts ändert und daß wir uns bemühen, immer neue Wege zu diesem Ziel zu finden, das geben wir unseren neuen Mitgliedern als Versprechen mit auf den Weg. Es sind diesmal fünfzig, neunundzwanzig Männer und einundzwanzig Frauen: Heinrich Abels, Köln-Sülz; Christa Afan, Dormagen; Annemarie Arnold, Köln-Weiden; Rechtsanwalt Dr. Kurt Bartenbach, Köln-Weiß; Marianne Baumann, Köln-Nippes; Hallgard Beckers, Köln-Bayenthal; Erni Beeg, Köln-Brück; Ralf de Boeser, Frechen-Bachem; Heinrich Bong, Köln; Helene Burkhardt, Köln-Dellbrück; Karl-Heinz und Maria Christ, Köln; Alfred M. Eckl, Köln-Raderberg; Mechthild Heimbach, Köln-Deutz; Maria Herrig, Köln-Longerich; Otto Hilgers, Köln-Sülz; Heinz Hilken, Köln-Flittard; Trude Gilsdorf, Köln-Buchheim; Andreas Kohl, Köln-Lindenthal; Karl Kresse, Köln-Deutz; Hans W. Krupp, Köln; Dipl.-Ing. Matthias Kurth, Düren-Birgel; Hans Land, Köln-Sülz; Bruno Melchert, Köln; Heinrich Mörsheim, Köln-Poll; Jürgen Naumann, Köln-Lind; Alois und Marianne Nickenich, Köln-Dünnwald; Johannes Nies, Troisdorf; Karl-Ernst Nöckel, Köln-Sürth; Christina Pesch, Köln-Bilderstöckchen; Wolfgang Poloczek, Köln-Pesch; Marianne Reissmann, Köln-Sülz; Maria Schmidt-Loock, Remagen-Oberwinter; Herbert Schmitz, Köln-Mauenheim; Karin Schmitz, Köln-Neu-Ehrenfeld; Hans Werner und Evmarie Schulz, Köln-Dellbrück; Christine Seydlitz, Köln-Dellbrück; Toni und Agnes Spelter, Köln-Sülz; Dieter Steffens, Köln-Brück; Heinz Thiebes, Köln-Ossendorf; Elisabeth Thissen, Köln; Dr. Heinz Thoelen, Eus-

kirchen; Professor Dr. Gerd Uhlenbruck, Köln-Lindenthal; Annegret Wallraff, Köln-Deutz; Hedi Weirauch, Köln-Dünnwald; Helmut Wienecke, Köln-Brück; Manfred Zilligen, Overath.

HAH

»Et kölsche Hätz hält uns jung«

Sie können es glauben: am 1. Januar 1991 beginnt das letzte Jahrzehnt des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Es geht demnach rapide dem dritten Jahrtausend entgegen – und übrigens auch dem hundertsten Geburtstag unseres Vereins, der am 29. Juni 2002 zu feiern sein wird. Aber vorher gibt es noch viele andere Geburtstagskinder. Denen mit den hohen runden Geburtstagen aus den ersten vier Monaten des Jahres 1991 sagen wir hier unsere besten Glückwünsche.

Es wurde oder wird

am 1. Januar	Dr. Ferdinand Bode, Karlsruhe	85
am 2. Januar	Josef Gesse, Köln-Stammheim	65
am 3. Januar	Josef Grohs, Köln-Ehrenfeld	65
am 4. Januar	Magdalene Fromm, Köln-Mülheim	60
am 4. Januar	Günter Leisten, Odenthal 2	70
am 5. Januar	Johanna Brüning, Köln-Pesch	70
am 5. Januar	Liesel Schwanenberg, Köln-Riehl	60
am 5. Januar	Helene Übel, Köln-Ostheim	85
am 6. Januar	Gertrud Geyr, Köln-Rodenkirchen	80
am 7. Januar	Arch. Artur Wagenknecht, K.-Braunsfeld	80
am 8. Januar	Margret Schmitz, Köln-Sürth	65
am 9. Januar	Käthe Flemm, Köln-Dünnwald	70
am 10. Januar	Friedrich Kröber, Köln-Sülz	60
am 11. Januar	Marga Schmitz, Köln	80
am 12. Januar	Otto Buhz, Köln-Deutz	65
am 13. Januar	Hermine Kröber, Köln-Sülz	60
am 17. Januar	Eduard Koch, Köln-Weiden	70
am 18. Januar	Irene Michalowski, Köln-Höhenhaus	70
am 19. Januar	Jakob Bous, Köln-Klettenberg	75
am 22. Januar	Pfarrer Bruno Neuwinger, Köln-Deutz	65
am 23. Januar	Heinrich Berg, Königswinter 1	75
am 23. Januar	Käthe Könen, Köln-Höhenhaus	60
am 26. Januar	Brigitte Anger, Bergheim-Ichendorf	65
am 26. Januar	Theodor Kresse, Köln-Ossendorf	65
am 26. Januar	Elisabeth Röttgen, Köln-Rodenkirchen	60
am 27. Januar	Marita Steiger, Frechen-Habbelrath	50
am 28. Januar	Elisabeth Combach, Köln-Zollstock	60
am 29. Januar	Agnes Schwarz, Köln-Höhenhaus	75
am 30. Januar	Karin Schreinermacher, Köln-Zollstock	65
am 31. Januar	Emilie Semrau, Köln-Nippes	70
am 1. Februar	Franz Roeder, Köln-Lindenthal	75
am 2. Februar	Margarete Kreuzer, Köln-Deutz	90
am 3. Februar	Ilse Kreuzer, Köln-Deutz	60
am 4. Februar	Gertrud Hartmann, Uhlningen-Mühlhofen	75
am 5. Februar	Hans Heinen, Wesseling	80
am 5. Februar	Heidi Reininger, Köln-Brück	50
am 5. Februar	Elisabeth Thissen, Köln	75
am 6. Februar	Elisabeth Dick, Odenthal	60
am 6. Februar	Heinz Nagel, Wesseling	70
am 6. Februar	Dr. Herbert Weiß, Köln-Deutz	65
am 7. Februar	Gisela Phillips, Köln-Zündorf	60
am 8. Februar	Werner Ketges, Köln-Bayenthal	60
am 8. Februar	Käthe Werner, Köln-Höhenberg	75
am 9. Februar	Gisela Göbbels, Köln-Seeberg	60
am 11. Februar	Elisabeth Wiemers, Köln-Sürth	80
am 12. Februar	Brigitte Myschker, Köln	65
am 14. Februar	Margret Holter, Köln-Dünnwald	70
am 15. Februar	Margot Schlimbach, Bergisch Gladbach 1	60
am 16. Februar	Emilie Baumann, Köln	75
am 16. Februar	Hans Lang, Bergheim	80
am 16. Februar	Maria Müller, Köln-Longerich	70
am 16. Februar	Maria Wieland, Köln-Deutz	75
am 17. Februar	Fritz Schwardtmann, Köln-Rodenkirchen	80
am 20. Februar	Christel Berkum, Köln	65
am 21. Februar	Willy Stille, Lohmar 21	70
am 23. Februar	Gertrud Geimer, Köln-Rodenkirchen	65
am 24. Februar	Sophie Schwamborn, Köln-Ehrenfeld	80
am 25. Februar	Rolf Hehn, Köln-Longerich	65
am 1. März	Johannes Körschgen, Hürth-Efferen	65
am 1. März	Käthe Köster, Köln-Nippes	65
am 2. März	Mechthildis Prinz, Köln-Bilderstöckchen	60
am 3. März	Anneliese Sagan, Köln-Flittard	60
am 3. März	Henriette Suermondt-Gilsbach, Köln-Sülz	70
am 6. März	Lydia Langner, Köln-Deutz	85
am 7. März	Elisabeth Heinen, Frankenforst	75
am 10. März	Liselotte Greimers, Köln-Holweide	70
am 11. März	Trude Becher, Köln-Rodenkirchen	75
am 12. März	Maria Beschow, Köln	70
am 15. März	Robert Zimmermann, Köln	65
am 16. März	Maria Prinz, Köln-Bilderstöckchen	70
am 17. März	Verleger Dr. Heinrich Heinen, Köln	70
am 18. März	Dr. Rosa Ellscheid, Köln-Marienburg	95
am 18. März	Käthe Hejtmanek, Wesseling	70
am 20. März	Gerda Heussner, Köln-Weidenpesch	75
am 23. März	Elisabeth Paffrath, Köln-Pesch	75
am 23. März	Ludwig Rühle, Köln-Lindenthal	65

(Fortsetzung Seite 34)



**Die praktische Art ...
... bargeldlos zu bezahlen.
Eurocheques und Scheckkarte.**

V 8.090

STADTSPARKASSE  KÖLN
Ihr Partner – Ihre Bank

Kaiserin Theophanu

Wortlaut des Vortrags vom 15. Oktober 1990 über die einzige in Köln bestattete deutsche Kaiserin

Am 15. Juni 991 starb in Nijmegen Kaiserin Theophanu, Kaiser Ottos II. Witwe und Kaiser Ottos III. Mutter. Bestandteil ihres letzten Willens war, daß sie in der Kirche der Benediktinerabtei St. Pantaleon in Köln bestattet wurde. Ihre Grablege blieb das einzige Kölner Kaisergrab. Daher wird von Theophanu im Lauf dieses Jahres 1991 in Köln noch häufiger die Rede sein. Wir verdanken es der Liebenswürdigkeit von Professor Dr. Matthias Werner, daß wir den Text des Vortrags, den er für uns am 15. Oktober 1990 gehalten hat, hier abdrucken können. Die Leser von »Alt-Köln« gehören dadurch, was die Wahl-Kölnerin Theophanu angeht, jetzt zu den am besten informierten Kölnern. HAH

Fast auf den Tag genau vor tausend Jahren, am 21. Oktober 990, eines von Dürre, Stürmen und Hunger heimgesuchten Jahres, wurden die Menschen von einer Sonnenfinsternis überrascht, einer Himmelserscheinung, die sie als Zeichen nahenden Unheils deuteten und die sie so sehr ängstigte, daß mancher Annalist sie als das einzige Ereignis des Jahres vermerkte. Andere glaubten genauer zu wissen, worauf sich dieser schlimme Vorbote bezog: es war jenes Ereignis, dem im kommenden Jahr vor allem hier in Köln zahlreiche Gedenkveranstaltungen gelten und dessen Erinnerung, gleichsam vorbereitend, schon unser heutiger Vortrag gilt: der Tod der Kaiserin Theophanu am 15. Juni 991. »Vom Ende der Kaiserin muß ich jetzt sprechen und die ihm vorausgehenden Zeichen nennen«, so beginnt einer der Zeitgenossen, der Bischof Thietmar von Merseburg, seinen Bericht. Und er, ein sächsischer Adelige aus dem engsten Umkreis der Ottonen, der Theophanu mehrfach persönlich erlebt hatte, voll überzeugt von dem traditionellen, weitverbreiteten Vorurteil von der Schwachheit der Frauen und der Falschheit der Griechen, fügt seinem Bericht über den Tod der Kaiserin eine höchst bemerkenswerte Würdigung an: »Obgleich dem zerbrechlichen Geschlecht angehörend, war sie von besonnener Festigkeit im Sinn und – was in Griechenland selten ist – von vorbildlichem Lebenswandel. Mit männlicher Wachsamkeit bewahrte sie das Reich ihres Sohnes, freundlich den Rechtschaffenen, furchtlos flößend und überlegen den Aufrührern.«

Viele solch nobler Nachrufe sind es nicht, die über die Ferne von tausend Jahren zu uns herüberdringen, und ziehen wir einmal die stereotypen Preisungen der Schönheit, Klugheit und Frömmigkeit der Kaiserin ab, so scheinen – wenigstens an Zahl – bei den Zeitgenossen eher die kritischen, ja hämischen Stimmen zu überwiegen. »Die Griechin« oder »die griechische Kaiserin«

heißt sie abschätzig, ihren Gatten, Kaiser Otto II., soll sie mit weibisch-kindischen, dummen, ja heimtückischen Ratschlägen zu politischen Abenteuern verleitet haben, bei Ottos verheerender Niederlage gegen die Sarazenen und angeblich auch die Byzantiner 982 am Cap de Colonne habe sie unverhohlenen Stolz auf ihre griechischen Landsleute gezeigt, Griechen und andere Schmeichler hätten ihren Hofstaat gebildet, mit einem von ihnen, einem Ketzer, soll sie ein Verhältnis gehabt haben, außerdem sei sie auch gar nicht die gewünschte, purpurborene Kaiserstochter gewesen. Im 11. Jahrhundert schließlich kursierten Erzählungen einer ungenannten Nonne, der Theophanu in einem Traumgesicht aus dem Jenseits erschienen war, Höllenqualen erleidend, ewige Verdammnis fürchtend, weil, so gestand sie und flehte um helfendes Gebet, sie »viel unnützen, prunkvollen Schmuck für Frauen, wie er in Griechenland üblich ist, bis jetzt aber in Germanien und Francien unbekannt war, als erste hierher mitbrachte, sich übermäßig damit schmückte und mit dieser neuen Mode die anderen Damen, die gierig das Gleiche erstrebten, zur Sünde verführte« – frömmelnd verbrämte Minderwertigkeitsgefühle gegenüber dem überlegenen Vorbild Byzanz.

Nichts also von dem, was wir bewundernd mit dem Namen Theophanu verbinden, nichts von dem faszinierenden Zauber einer ersten großen Begegnung des Orients und Okzidents im werdenden Europa, wenig auf den ersten Blick von dem harten Los und der überragenden staatsmännischen Kunst einer jungen, früh verwitweten Frau, die, in der überfeinerten, großstädtischen Welt des byzantinischen Hofes erzogen, über Jahre hinweg in einer fremden, archaisch-bäuerlichen Gesellschaft ein von innen und außen bedrohtes Großreich für ihren kleinen, königlichen Sohn zu behaupten vermochte. Was den modernen Betrachter aus der Ferne wie ein Geheimnis immer wieder anzieht, ihn in schwärmenden Romanen und trockener Forschung zu stets neuer Annäherung verlockt, ihn zu Gedenkveranstaltungen, Festschriften und Figuren an Rathäustürmen bewegt, dies klingt in den knappen Worten der Zeitgenossen nur gebrochen an, wird kaum oder nur widersprüchlich faßbar. Wurde, so sind wir versucht zu fragen, dieses Besondere den Mitmenschen Theophanus überhaupt bewußt? Genau hier haben wir einzuhalten und unsere Fragen an die Vergangenheit anders zu stellen. Zu allererst: verstehen wir die Worte dieser fremden Zeit richtig? Und wenn die Menschen damals, wie es auf den ersten Blick scheint, ganz andere Maßstäbe anlegten an das, was wir als historische Leistung, menschliche Größe und tragisches Schicksal werten, müs-

sen wir, uns auf die Zeitgebundenheit unserer Urteile besinnend, uns heute nicht immer wieder von neuem fragen: Wer waren diese Großen, diese bedeutenden Gestalten aus weit zurückliegenden Zeiten, denen wir Jubiläen widmen, in ihrer Zeit und was war es für eine Zeit, in der sie lebten? Antworten auf diese Fragen sind schwer. Der heutige Vortrag kann kaum mehr als eine erste Einführung geben und einige mir wichtige Aspekte vermitteln.

I.

Wer war Theophanu? Zum ersten Mal erfahren wir von ihr im Frühjahr 972, als sie als wohl fünfzehnjährige Prinzessin mit unermeßlichen Schätzen den Boden Unteritaliens betritt und von dort nach Rom geleitet wird, wo sie der Papst unmittelbar nach ihrer Ankunft in Rom zur Kaiserin krönt und in einer glänzenden Zeremonie mit dem knapp siebzehnjährigen Kaiser Otto II. verheiratet, den sie jetzt zum erstenmal sieht und mit dem sie sich allenfalls auf Lateinisch verständigen kann. Noch am Hochzeitstag, dem 14. April 972, erhält sie von ihrem Mann jene in St. Pantaleon im Faksimile gezeigte Urkunde von einzigartiger Schönheit – ein purpurgefärbter Rotulus mit goldenen Lettern und kunstvollstem Figurenschmuck, der ihre Witwenversorgung sichert, die Gegenleistung für die kostbare byzantinische Mitgift. Drei Tage später findet das eheliche Beilager statt – von den Annalisten eigens vermerkt, wird mit dem Vollzug der Ehe doch zugleich ein Kapitel damaliger Weltpolitik besiegelt.

In Europa hat nach den Wirren, die der Zerfall des karolingischen Großreiches brachte, die künftige politische Ordnung des Kontinents seit der Mitte des 10. Jahrhunderts festere Konturen gewonnen. Von den Nachfolgestaaten des Karlsreiches beginnt das künftige deutsche Reich zur führenden Macht aufzusteigen. Unter seinen sächsischen Königen Heinrich I. und Otto dem Großen hat es aus der karolingischen Erbmasse Lothringen und das alte langobardische Königreich in Nord- und Mittelitalien hinzugewonnen, es kann Burgund mit der Provence, Böhmen und Polen in Abhängigkeit an sich binden, es regiert in das zerstrittene Westreich, das künftige Frankreich, hinein, trägt christliche Mission und Herrschaftsansprüche nach Skandinavien und in die slawischen Gebiete, hat mit dem epochalen Sieg über die Ungarn 955 auf dem Lechfeld die letzte heidnische Bedrohung Europas zurückgeschlagen und kann, derart zur europäischen Hegemonialmacht, zur Schutzmacht des christlichen Glaubens aufgestiegen, 962 diesen Rang mit der Erneuerung des westlichen Kaisertums unter Otto dem Großen krönen: als Kaiser dem Vorbild Karls des Großen und Konstantins des Großen folgend, ist Otto ranghöchster Herrscher des Westens, Schutzherr des Papstes und der römischen Kirche, oberster Schützer des christlichen Glaubens und faktischer Herrscher über Rom und den

Kirchenstaat. Kontinuität und Erbe dieser Stellung sichert 967 die Kaiserkrönung seines zwölfjährigen Sohnes Ottos II. in Rom.

Was fehlt, ist die Anerkennung durch den Kaiser in Byzanz, der sich als den einzigen legitimen römischen Kaiser betrachtet, der theoretisch Rom und Italien weiter zu seinem Herrschaftsbereich zählt und der in Otto nicht mehr als einen der vielen barbarischen Usurpatoren sieht. Was weiterhin fehlt, ist die Klärung der Verhältnisse in Unteritalien: hier hält Byzanz mit Macht seine letzten westlichen Positionen, hier stoßen also beide Kaiserreiche aufeinander, sind Kalabrien, Apulien und Kampanien umstritten, hier kommt es in den Jahren 967–972, in denen sich der Sachsenkaiser ununterbrochen in Italien aufhält, zum Krieg. Deutlichstes Zeichen der Anerkennung der Gleichrangigkeit ist nach den Gepflogenheiten der Zeit eine Eheverbindung zwischen den rivalisierenden Weltmächten, sie vermag auch einen Frieden zu stiften, ihn vor allem zu besiegeln. Seit 967 bemüht sich Otto der Große durch Gesandtschaften, Brautwerber und militärische Erpressung in Süditalien in Byzanz um eine Kaiser-tochter für seinen kaiserlichen Sohn, eine Purpurborene, eine Angehörige der regierenden, legitimen kaiserlichen Dynastie – ein Ansinnen, das über Jahre auf höhnische Ablehnung und militärischen Gegendruck stößt und erst 971 Erfolg hat, als innere Wirren in Byzanz und die plötzliche Bedrohung durch die Bulgaren den griechischen Kaiser zum Einlenken im Westen, zur Anerkennung Ottos als Kaiser und zum territorialen Ausgleich in Süditalien zwingen. Unterpfand und sichtbarstes Zeichen dieses Einlenkens ist Theophanu, zwar keine Purpurborene, wohl aber die Nichte des eben regierenden Kaisers: Mit ihrer feierlichen Überführung durch Ottos Brautwerber, an der Spitze Erzbischof Gero von Köln, der Trauung in Rom am 14. April 972 und dem ersten ehelichen Beilager drei Tage darauf ist der Schlußstrich unter das lange diplomatische und militärische Ringen gezogen: das Zweikaiserproblem ist im Sinne Ottos gelöst, in Süditalien herrscht zwischen den Kaiserreichen Frieden, Otto I., auf dem Gipfel seiner Politik, kann zusammen mit dem jungen west-östlichen Kaiserpaar Italien endlich verlassen.

Das griechisch zivilisierte Süditalien, das traditionsreiche lateinische Rom mögen der jungen Kaiserin noch heimisch vorgekommen sein gegenüber dem, was sie nun erwartete, als der kaiserliche Hof Ottos I. im Sommer 972 über die Alpen nach Norden aufbrach, vom Bodensee in vielen Stationen an den Mittelrhein zog, in Frankfurt Weihnachten feierte und von dort noch im Winter in die Kernlande des sächsischen Kaiserhauses östlich des Harzes weiterreiste, um das Osterfest in traditioneller Weise in der Pfalz und dem adeligen Damenstift Quedlinburg zu begehen. Dieses große, mächtige Imperium hatte keine Hauptstadt, ja es besaß, gemessen an Byzanz und Rom, nördlich der Alpen über-

haupt keine Städte: dünn besiedelt war es, von weiten Wäldern überzogen, und die meisten Menschen lebten als Bauern auf dem offenen Lande. Das gehobene Nomadenleben, das den Kaiser mit seiner Familie nach Quedlinburg führte, war nicht die Rückkehr zu einem festen Regierungssitz, sondern die normale Form seines Regierens: der Kaiser war ständig unterwegs, zusammen mit seiner engsten Familie, seinem Hofstaat, seiner Geistlichkeit, die die Urkunden ausfertigte und die wichtigsten Reliquien, Herrschaftszeichen und einen Teil des Schatzes ständig mit sich führte, und mit einem kleinen militärischen Gefolge – ein bunter Pulk von 300 bis 500 Menschen, der Unterkunft bei Bischöfen und in Klöstern fand, der vor allem die zahlreichen mehr oder weniger prächtig ausgebauten königlichen Gutshöfe, die Pfalzen, aufsuchte, die über weite Teile des Landes verstreut waren, und der jedesmal weiterzog, wenn die Regierungshandlungen abgeschlossen und die Vorräte aufgezehrt waren.

Diese Form des Regierens aus dem Sattel, die Theophanu spätestens nach dem Überqueren der Alpen kennenlernte, war symptomatisch für die gesamte Staatlichkeit des Reiches, an dessen Spitze sie künftig stand: ebensowenig wie eine Hauptstadt gab es Behörden, Beamte und Provinzen, keine zentral gelenkte, hierarchisch aufgebaute Verwaltung, keine flächendeckend erhobenen Steuern, kein bezahltes Berufsheer, keine geschulten Juristen und kodifizierten Gesetze, wie dies in Byzanz der Fall war. Der König herrschte vor allem dort, wo er in eigener Person erschien, er war angewiesen auf die Erträge seiner Familien- und Reichsgüter, auf die Abgaben, Leistungen, Heereskontingente und Geschenke seiner Bischöfe und Äbte und auf die Treue des Adels, seines mächtigsten Helfers und Widerparts, dem er mangels staatlicher Institutionen einen Großteil seiner Regierungsaufgaben anvertrauen mußte. Seine Herrschaft beruhte neben dem göttlichen Auftrag, auf den er sich berief, ganz wesentlich auf den persönlichen Bindungen, mit denen er die Großen seines Reiches, Herzöge und Bischöfe, Grafen und Äbte, einzeln auf seine Person verpflichtete. In dieser Zeit noch weitgehend fehlender Staatlichkeit war das Zusammenleben geprägt von einer Vielfalt gegenseitiger, oft durch Gebetsbünde über den Tod hinaus eingegangener Bindungen, mit denen der einzelne seinen Familienclan künstlich erweiterte, um so sein Überleben in Konflikten zu sichern und bei echten und vermeintlichen Verletzungen seines Rechtes und seiner Ehre sich selbst zu seinem Recht zu verhelfen – und sei es in der Fehde gegen den König. Aufgabe des charismatisch überhöhten Königs war es, möglichst viele der Großen mit ihren Anhängern durch Treue und Mitwirkung an der Herrschaft an sich zu binden, gleichsam das Integrationszentrum der vielen, teils bis aufs Blut miteinander rivalisierenden Adelskreise zu bilden, ein Gleichgewicht der Kräfte zu

schaffen und in möglichst vielen Gegenden in eigener Person das Reich zu repräsentieren – auch und vor allem deshalb sein rastloses Umherreisen in weiten Teilen des Reiches. Gewiß hatte Otto I. das Reich zu einzigartiger Machtfülle geführt, erlebte Theophanu auf dem großen Osterhoftag 973 in Quedlinburg mit Gesandtschaften der Ungarn, Bulgaren, Dänen, Polen, Böhmen, Russen, Beneventaner, ihrer heimatlichen Byzantiner, ja sogar aus Afrika den universalen Horizont und das hohe Ansehen des ottonischen Imperiums, und doch war dieses Reich, das im wesentlichen an der Person des Königs und den von ihm getragenen persönlichen Bindungen hing, gemessen an Byzanz und an heutiger Staatlichkeit ein äußerst labiles Herrschaftsgebilde, bei dem es nur geringer Anlässe bedurfte, um es in seinen Grundlagen zu erschüttern, ein Weltreich, für das jeder Herrscherwechsel eine gefährliche Krise bedeutete und der vorzeitige Tod des Königs, Minderjährigkeit des Sohnes, Fehlen eines Erben katastrophale Folgen haben konnten.

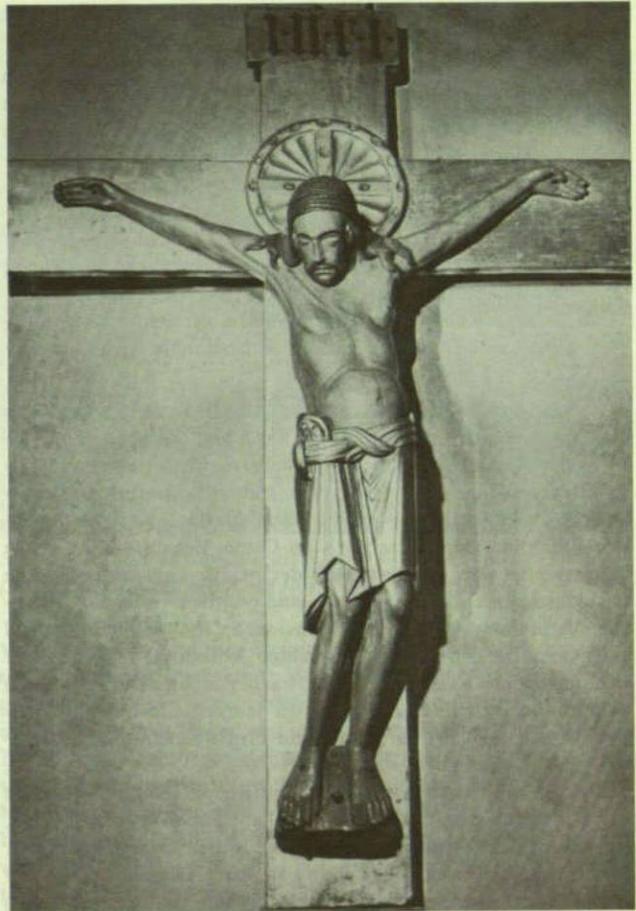
Die Krise trat bereits zwei Monate nach dem glänzenden Quedlinburger Osterhoftag mit dem Tod Ottos des Großen am 7. Mai 973 ein. Die Nachfolge des gewählten und gekrönten siebzehnjährigen Sohnes Otto II. war zunächst nicht mehr als der Anspruch, zusammen mit seinen Ratgebern und Helfern die unzähligen divergierenden, rivalisierenden Interessen und Gruppierungen in dem weiten Gebiet zwischen Schleswig–Holstein, der Provence und Unteritalien, zwischen der Oder und dem östlichen Frankreich neu an sich zu binden, unter seiner Königsherrschaft zu integrieren, immer wieder neu aufbrechenden Widerstand zu überwinden und die von Otto I. aufgebaute hegemoniale Stellung gegenüber den Nachbarn im Westen und Osten zu sichern. Sieben Jahre benötigte Otto II., um das Reich nördlich der Alpen wieder so zu stabilisieren, wie er es beim Tode seines Vaters übernommen hatte. Erst Ende 980 ist er in der Lage, den drängenden Hilferufen des Papstes zu folgen, sich der gefährdeten Reichsherrschaft in Italien anzunehmen und in Süditalien gegen die eingedrungene Sarazenen zu kämpfen, möglicherweise auch die Byzantiner ganz aus Italien zu verdrängen. Sein hochfliegendes italienisches Unternehmen endet in Kalabrien mit einem Debakel, der vernichtenden Niederlage gegen die Sarazenen im Juli 982 bei Crotona am Cap de Colonne, der ersten spektakulären Niederlage der vom Beistand Gottes getragenen Ottonen seit Menschengedenken – eine Erschütterung des kaiserlichen Nimbus mit unabsehbaren Folgen für das labile, von innen und außen gefährdete Reich, Konsequenzen allerdings, die der schon bald darauf im Dezember 983 in Rom an der Malaria gestorbene, eben 28jährige Kaiser kaum mehr selber zu spüren bekam.

Gute zehn Jahre also, von 973 bis 983, eine auch für mittelalter-

liche Verhältnisse kurze Herrschaftszeit, waren es, in denen Theophanu, wie es in einer Kaiserurkunde von 974 heißt, als »unsere geliebteste Mitkaiserin und unsere Gefährtin im Kaiserreich und in den Königreichen« an der Seite Ottos II. stand. Welche Aufgaben und Möglichkeiten hat eine frühmittelalterliche Herrschergattin, die noch als Kind, als Unterpand der hohen Politik von einem Kaiserhof zum anderen verpflanzt wurde? Wie jede Königin oder Kaiserin ist die Sechzehnjährige seit 973 als »Hausfrau« des Königs verantwortlich für die Hofhaltung, eine schwierige Aufgabe bei dem reisenden Hof, und fungiert sie als Anlaufstelle vor allem der geistlichen Bittsteller an den König; wie weit sie diesen berät, seine Regierungshandlungen prägt, wissen wir nicht, gilt doch nach außen hin jede Entscheidung als Handlung des Königs. Zwei Pflichten aber sind es vor allem, die die Königin zu erfüllen hat: die glanzvolle, in höchste Pracht gesteigerte Repräsentation der kaiserlichen Würde bei zahlreichen festlichen Anlässen in Kirche und Welt, äußerer Ausdruck der sakralen Überhöhung des Königs und Kaisers über seine adeligen Standesgenossen und damit ein unverzichtbares Mittel der Herrschaft; wichtiger aber noch das Zweite: das Gebären von Söhnen zur Sicherung der Dynastie.

Schon jetzt ahnen wir, daß Theophanu spätestens mit dem Regierungsantritt Ottos II. alles andere als ein bequemes, luxuriöses Dasein erwartet: Von den Kriegszügen abgesehen, begleitet sie als »unsere geliebteste Gefährtin in der Herrschaft« ihren kaiserlichen Gatten fast überall hin auf seinem herrschaftsnotwendigen Nomadentum: schon in den ersten sechs Regierungsmonaten 973 erfahren wir von 18 verschiedenen Stationen, tatsächlich dürften es wesentlich mehr gewesen sein; 19 Stationen vom südlichen Lothringen bis zur dänischen Grenze kennen wir 974; in den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr 974/75 wird der Harz überquert; der Hof, am 6. Januar noch bei Goslar, begegnet uns zweieinhalb Wochen später 220 km westlich in Dortmund. »In diesem Jahr«, so berichten übereinstimmend die Annalen, »herrschte härtester, endloser Winter, so sehr, daß noch am 15. Mai erneute Schneefälle das ganze Land bedecken«. Am Ende dieses langen Winters, am 27. Mai 975, im Kloster Fulda, macht der Kaiser den dortigen Mönchen eine fromme Stiftung zum Gebet »für das Bestehen unseres Kaisertums und unserer Königsherrschaft« und, wie es in der Urkunde weiter heißt, »auch für die Gesundheit unserer geliebten Gattin Theophanu« – keine formelhafte Floskel, sondern Ausdruck größter Sorge um die offenbar tief erschöpfte, schwer erkrankte junge Kaiserin.

977 wird, sicher schon mit Ungeduld erwartet, das erste Kind geboren, eine Tochter, und es folgen nun jährlich Schwangerschaften, bis Anfang Juli 980 endlich der sehnlichst erhoffte



Das älteste Monumentalkreuz des Kölner Doms, aus der Zeit Theophanus, wird nach ihrem Brautwerber Gerokreuz genannt

Sohn Otto III. zur Welt kommt. Auch die hochschwängere Kaiserin reist, solange sie kann, mit dem königlichen Troß. 978 muß sie kurz vor der Niederkunft Hals über Kopf vor dem französischen König aus der Aachener Pfalz fliehen. Als 980 die Geburt Ottos III. und seiner früh gestorbenen Zwillingschwester naht, zieht sich Theophanu von dem reisenden Hof in ein geschütztes königliches Jagdhaus im Reichswald bei Kleve zurück. Knapp drei Monate später schon – die Töchter wurden zur Erziehung oder als künftige Nonnen in Klöster gegeben – bricht man mit dem Säugling als Thronfolger nach Italien auf, um Weihnachten in Ravenna zu feiern. Rom, Neapel, Tarent, Verona sind die wei-

teren gemeinsamen Stationen vor dem Tode Ottos am 7. Dezember 983 in Rom.

Welchen Einfluß Theophanu in diesen rastlosen Jahren auf den kaiserlichen Hof und die Politik Ottos II. genommen hat, wissen wir nicht. Möglicherweise – und darauf deuten die ungewöhnlich vielen Petenten, die sich an sie wandten – wirkte sie als »Mitkaiserin« nach byzantinischem Vorbild intensiver an den Regierungsgeschäften mit als die bisherigen ottonischen Frauen. Unbekannt bleibt letztlich aber auch, was sie tatsächlich gegenüber ihrem Gatten empfand: die einzige diesbezügliche Nachricht, Theophanu habe an dem – von ihr prächtig ausgeschmückten – Grab Ottos in Rom »viele Tage geweint«, vermeldet in stereotypen Worten eine für die Öffentlichkeit bestimmte stereotype Gebärde.

Bis zu diesem Zeitpunkt, dem Tode Ottos II. Anfang 983, ist das Außergewöhnliche an Theophanu vor allem die einzigartige historische Konstellation, für die ihre Persönlichkeit steht: die erste Eheverbindung zwischen dem frühmittelalterlichen westlichen Kaisertum und dem ungebrochen aus der Antike fortlebenden byzantinischen Kaiserreich im Osten, den beiden höchsten Herrscherhäusern als Vertretern der beiden universalen Reiche der damaligen christlichen Welt, eine politisch-verwandtschaftliche Verbindung weitester Dimensionen, wie sie nicht einmal Karl dem Großen, dem unerreichten Vorbild Ottos und aller nachfolgenden Kaiser, geglückt war. Vor diesem grandiosen weltpolitischen Hintergrund tritt die individuelle Gestalt Theophanus schemenhaft zurück, ja die bruchstückhafte Überlieferung gibt zu ihr noch weniger preis, als sie sonst über Leben, Stellung und Wirken frühmittelalterlicher Herrschergattinnen verrät. Noch bleibt die Faszination Theophanus im Allgemeinen, im Vagen, vielfach angewiesen auf die Bilder unserer Phantasie. Doch dies ändert sich schlagartig in dem Augenblick, in dem sich für Theophanu mit dem viel zu frühen Tode ihres Mannes die Notwendigkeit ergibt, als Kaiserin und Mutter für die gefährdeten Rechte ihres Sohnes einzutreten, ihm das ererbte Reich zu erhalten, und sie sich dieser Notwendigkeit stellt. In dieser Situation und dann in der Zeit ihrer Regentschaft von 983 bis 991 werden sehr klare Konturen ihrer Persönlichkeit erkennbar, und sie sind es, die Bewunderung und Argwohn unter den Zeitgenossen und Ruhm in der Nachwelt begründen. Diesem letzten, wichtigsten Abschnitt ihres kurzen Lebens wenden wir uns nun im zweiten Teil des Vortrags zu. Hierbei müssen wir wenigstens mit knappen Worten das verwickelte, hochkomplizierte Geflecht politischer Aktionen skizzieren, aus dem erst sich Theophanus überragende Leistung erschließt. Das bisher Gesagte zur Struktur des Ottonenreiches und zur Herrschaftspraxis seiner Könige mag uns den Zugang dazu erleichtern.

II.

Um seiner Dynastie Kontinuität zu sichern und damit dem nur mit Mühe wieder zusammengehaltenen Großreich Stabilität zu verschaffen, hatte Otto II. noch zu Lebzeiten an Pfingsten 983 seinen noch nicht dreijährigen Sohn Otto in Verona zum Mitkönig und damit zu seinem designierten Nachfolger wählen lassen, er hatte den kleinen König dem Kölner Erzbischof zur Erziehung nach Köln mitgegeben, wohl auch um den Wunsch nach königlicher Präsenz nördlich der Alpen zu befriedigen. Das Kind war an Weihnachten 983 im Aachener Dom in aller Form gekrönt, gesalbt und in die Herrschergewänder eingekleidet worden, hatte also die für das königliche Amt notwendige geistliche Weihe erhalten – all dies in bewährtem Zeremoniell, das Fortdauer der Dynastie und Sicherheit der Königsherrschaft versprach. Doch schon einen Tag nach dem Aachener Festakt zeigte sich erneut, wie brüchig bei dem Fehlen staatlicher Institutionen diese Regelungen waren, wie sehr das Reich am Schicksal des Königs und seiner Familie hing: Am 26. Dezember nach zwanzigtägigem Ritt über knapp 1500 km – einer schier unglaublichen Leistung – trafen Boten aus Rom in Aachen ein und meldeten den Tod des Kaisers. Wieder war dem Reich das integrierende Zentrum genommen, sämtliche mühsam gebändigten Konflikte innen und außen brachen schlagartig von neuem aus. Der dreijährige König, der nach dem Tode seines Vaters eines Vormundes bedurfte, konnte nicht einen Augenblick Halt bieten, er wurde umgekehrt das erste und begehrteste Opfer des sofort ausbrechenden Chaos.

Als Vormund für Unmündige sah das germanische Recht die nächsten männlichen Verwandten aus der Familie des Vaters vor, dann erst folgte die Mutter. Erstberechtigter war Ottos II. Vetter Herzog Heinrich von Bayern, schon von den Zeitgenossen als Heinrich der Zänker bezeichnet, hartnäckigster Rebell gegen Otto II., schon unter ihm nach dem Königtum strebend und deswegen noch 983 in Haft beim Bischof von Utrecht gehalten. Er wird sofort, noch in den letzten Dezembertagen 983, freigelassen, erhält vom Kölner Erzbischof den kleinen König samt den Reichskleinodien ausgeliefert, gewinnt zahlreiche Anhänger in Lothringen, Bayern und Sachsen, zieht nach Sachsen, wo er Ottos III. siebenjährige Schwester Adelheid aus einem Kloster raubt, sie mitsamt dem kleinen König an ungenanntem Ort versteckt, und läßt sich an Ostern 984 in Quedlinburg selbst zum König erheben. Seine Wähler findet er vor allem bei den unzufriedenen Sachsen, dazu Unterstützung bei den Böhmen, den Polen und den slawischen Stämmen zwischen Elbe und Oder. Letztere sind die schlimmsten Feinde des Reiches, haben sie doch wenige Monate zuvor im Sommer 983 auf die Kunde

von der Niederlage des Kaisers in Süditalien die gesamte in Jahrzehnten geschaffene Herrschafts- und Kirchenorganisation der Ottonen zwischen Elbe und Oder niedergebrannt, dieses Gebiet einschließlich einiger Bistümer bleibt dem Reich für ein Jahrhundert verloren: eine der größten Katastrophen seit den Einfällen der Ungarn, eine Notsituation, in der einem Kind als König die nötige Eignung fehlt und eine Frau, erst recht eine Griechin, indiskutabel erscheint – dies einer der Hauptgründe für den großen Zulauf, den Heinrich der Zänker erhält.

Damit dem Zänker der Griff nach dem kleinen König und so auch der Griff nach dem eigenen Königtum wirklich gelingt, muß als weiterer wichtiger Schritt der nächste Berechtigte auf die Vormundschaft abgefunden werden: es ist dies Ottos II. zweiter Vetter, König Lothar von Frankreich. Der Preis für seinen Verzicht ist Lothringen, jenes große zwischen dem Rhein und dem heutigen Nordfrankreich gelegene Gebiet, wertvollstes und deshalb umstrittenstes karolingisches Erbeil zwischen Deutschland und Frankreich, seit 925 und vor allem unter Otto dem Großen mit äußerstem Geschick in das Reich integriert, von Otto II. mit Not gegen den französischen Zugriff behauptet – 984 wird es von Heinrich dem Zänker gegen den Verzicht auf den kleinen Otto III. dem französischen König überlassen, der noch im selben Jahre in Lothringen einmarschiert. Als sei es nicht genug: gleichzeitig bricht an der dänischen Grenze mit der Vertreibung des dortigen Königs das Missionswerk der Ottonen und mit ihm der ottonische Herrschaftsanspruch zusammen, und ebenfalls gleichzeitig, im Frühjahr 984, gelingt es einem Agenten des Kaisers von Byzanz, den ottonentreuen Papst in Rom zu verdrängen, in eigener Person als Papst den alten byzantinischen Herrschaftsanspruch auf Rom und Italien zu verkörpern und damit dem westlichen Kaisertum jede Grundlage zu nehmen. Ein persönliches Einzelschicksal wie die tödliche Malariaerkrankung Ottos II. genügt also, um gleichsam auf einen Schlag die in Jahrzehnten von Otto I. geschaffene, von Otto II. mit Mühe behauptete erste Herrschafts- und Friedensordnung des nachkarolingischen Europa aufs Äußerste zu gefährden, wenn nicht zum Einsturz zu bringen: An allen vier Seiten des Reiches brannte es und in seinem Innern drohte Bürgerkrieg.

Diese Situation müssen wir uns vor Augen halten, dazu die schon geschilderten strukturellen Schwächen des Reiches und die Vorurteile gegenüber einer Frau und Griechin, um zu ermessen, was die Kaiserinwitwe und Mutter des verschleppten dreijährigen Königs erwartete, als im April 984 Boten aus Deutschland am Hof Theophanus und ihrer Schwiegermutter Adelheid in Pavia eintrafen und sie dringend baten, sofort zurückzukehren, um die Rechte des rechtmäßigen Königs Otto III. wahrzunehmen. Auch Theophanu als Mutter besaß ein Anrecht auf die



So hat Kaiserin Theophanu die Kirche von St. Pantaleon gekannt (Modell des Zustands um das Jahr 1000)

Vormundschaft, und ihre Stellung als Mitkaiserin nach byzantinischem Vorbild berechtigte sie, bis zur Mündigkeit des designierten Sohnes in seinem Namen die Regentschaft in Königtum und Kaisertum zu führen und ihm so seine Nachfolge zu sichern. Theophanu, über deren eigenes Verhalten unter Otto II. wir so wenig wissen, hatte schon unmittelbar nach dem Tode ihres Mannes mit weitgespannten diplomatischen Aktivitäten klar erkennen lassen, daß sie auf keines dieser Rechte verzichten werde. Als sie Ende Mai 984 mit Adelheid in Deutschland eintraf, war es eine Frage der Macht, der Parteigänger und des persönlichen Geschickes, ob sie sich in einer zunächst aussichtslosen Situation gegenüber Heinrich dem Zänker würde durchsetzen können. Nicht wenig stand in dieser schwersten Existenzkrise des Reiches seit seinem Bestehen auf dem Spiel: ging es Heinrich darum, auf dem Wege der Vormundschaft und unter weitestgehenden Zugeständnissen nach Innen und Außen für sich ein Königtum fraglicher Legitimität zu gewinnen, so suchte Theophanu das universale Reich der Ottonen mit seinem imperialen Anspruch zu erhalten und die Grundlagen für die künftige Kaiserherrschaft ihres unmündigen Sohnes zu sichern.

Theophanu und Adelheid, die sehr bald in den Schatten ihrer Schwiegertochter tritt, finden Unterstützung bei dem mächtigen Mainzer Erzbischof Willigis, einer Reihe anderer Bischöfe und zahlreichen weltlichen Großen, die teils an ihrem Treueid gegen-

über Otto III. festhalten, teils von einem zu starken König Heinrich eine Minderung ihrer Macht befürchten. Schon Ende Juni 984 gelingt es, Heinrich zur Auslieferung des nun bald vierjährigen Königs zu zwingen: Otto III. ist es nun, der offiziell regiert, in seinem Namen werden die Königsurkunden ausgestellt, denen er mit kindlich unsicherer Hand bei der Unterzeichnung Rechtskraft verleiht, er verschafft den Regierungshandlungen seiner Mutter die nötige Legitimität, aus diesem Grunde muß er ständig mit dem Hofe im Reich umherziehen und aus demselben Grunde wird er 986 von seiner Mutter an der Spitze des Reichsheeres – wohl geschützt natürlich – gegen die Slawen geschickt. Noch aber ist die innere Lage zu unsicher für auswärtige Aktionen, obgleich an der westlichen und östlichen Reichsgrenze Kriegszustand herrscht: erst im Oktober 984 wird die Führung der Regierungsgeschäfte durch die beiden Kaiserinnen von der Mehrheit der Fürsten anerkannt, und erst im Juni darauf gelingt der volle Ausgleich mit Heinrich dem Zänker, die Gewinnung seiner Loyalität und seiner Anhänger Integration in das Reich. Erst jetzt, 985, trennt sich Theophanu von Adelheid, mit der sie tiefgreifende Spannungen entzweien, und während sich Adelheid zur Sicherung der ottonischen Herrschaft nach Italien begibt, setzt Theophanu mit großem Gefolge, darunter auch Heinrich dem Zänker, zu einer langen Rundreise durch die Rheinlande, Bayern und Sachsen an. Hier, wo die Rebellion ihren stärksten Rückhalt hatte, möchte sie in eigener Person das Königtum Ottos III. und ihre Regentschaft repräsentieren, eine ganz wichtige, konstitutive Regierungshandlung, deren krönenden Abschluß sie bezeichnenderweise an Ostern 986 in Quedlinburg setzt: Hier, bewußt an eben dem Ort, an dem sich Heinrich der Zänker zwei Jahre zuvor zum König wählen ließ, inszeniert Theophanu einen grandiosen, von vielen in- und ausländischen Großen besuchten Staatsakt zum höchsten Kirchenfest: damit allen die unangefochtene, gottgewollte Königsherrschaft Ottos III. vor Augen steht, wird der Fünfjährige in der Kirche nochmals festlich gekrönt, und daran anschließend, als weltliches Pendant, findet in der benachbarten Pfalz ein Krönungsmahl statt, bei dem vier Herzöge, an der Spitze Heinrich der Zänker als Herzog von Bayern, zum Zeichen ihrer Unterordnung unter König und Kaiserin die Hofdienste leisten – Vergleichbares war seit Ottos I. Krönung und Krönungsmahl 936 in Aachen nicht vorgekommen, und eindringlicher ließ sich der Sieg Theophanus und ihrer Anhänger, aber auch das überragende politische Geschick der griechischen Kaiserin kaum dokumentieren.

Erst jetzt, nachdem im Inneren endgültig Frieden herrscht – und er bleibt bis zum Tode Theophanus bestehen –, wendet sich Theophanu den äußeren Problemen zu, beginnt sie langsam, die hegemoniale Stellung des Großreiches wieder aufzubauen, das

ihr Sohn Otto III. einst übernehmen soll: Zieht noch von Quedlinburg aus ein deutsch-polnisches Heer unter Führung Ottos III. und vielleicht auch Theophanus gegen die Elbslawen und Böhmen, so gilt seit dem Herbst 986 das ganze Bemühen der französischen und damit auch der lothringischen Frage. Für Monate hält sich der Hof in den Rheinlanden auf, über Informanten und Zwischenträger mit überlegener Diplomatie die innerfranzösischen Zwistigkeiten zwischen der auslaufenden Königsdynastie der letzten Karolinger und dem neuen Königshaus der Kapetinger erkundend und nutzend: Das Ergebnis ist eine bedingte Parteinahme für die Kapetinger, die 987 zur Ablösung der Karolinger und zur Wahl Hugo Capets zum neuen französischen König führt – ein Datum, das 1987 als Millennium der Entstehung Frankreichs gefeiert wurde. Als Preis hierfür wie für die Anerkennung dieses Königtums und der neuen Dynastie erreicht die Kaiserin den Verzicht jeglicher Ansprüche des neuen französischen Königs auf Lothringen. Das Verhältnis zu Frankreich bleibt zwar gespannt und macht immer wieder ein neues Eingreifen erforderlich, doch kann sich Theophanu nun endlich den anderen drängenden Problemen zuwenden: Dänemark, in dessen Angelegenheiten sie im Frühjahr 988 von Bremen aus eingreift, und dann vor allem Italien, wohin sie im August 988 vom Bodensee aufbrechen möchte, was ihr aber nach schwerer Krankheit und erneutem Eingreifen in die französischen Wirren erst über ein Jahr später gelingt: Ende Oktober 989 noch bei ihrer Tochter Sophie in Gandersheim am Harz, erreicht sie fast im Eiltempo schon Anfang Dezember, rechtzeitig zum Todestag Ottos II., Rom.

Hauptziel ihres kurzen, fünfmonatigen Aufenthalts südlich der Alpen sind die unmittelbare Präsenz der Reichsgewalt im Königreich Italien – wir sehen Theophanu in der königlichen Funktion des Richters, bei der Besetzung wichtiger Bischofssitze und bei der Schaffung einer effektiven Finanzverwaltung –, die klare Betonung ihrer Vorrangstellung gegenüber der Schwiegermutter Adelheid und – als Wichtigstes – die Demonstration der kaiserlichen Würde: vor allem deshalb der Aufenthalt in Rom, Verhandlungen mit dem Papst und missionspolitische Entscheidungen, die in der Tradition Ottos I. nach Böhmen, Polen und in die Kiewer Rus reichten und damit die universale Verantwortung des Kaisers für den christlichen Glauben dokumentierten. Wie entscheidend es Theophanu um das Kaisertum ging, zeigt nichts deutlicher als eine bezeichnende Kleinigkeit. War es in Deutschland König Otto III., der in den Urkunden den Namen für die Verfügungen Theophanus hergab, so urkundete Theophanu in Italien unter kaiserlichem Titel in eigenem Namen, ließ sich hierbei aber, da eine rechtskräftige Kaiserurkunde nur von einem männlichen Kaiser ausgestellt werden konnte, statt »Kaise-

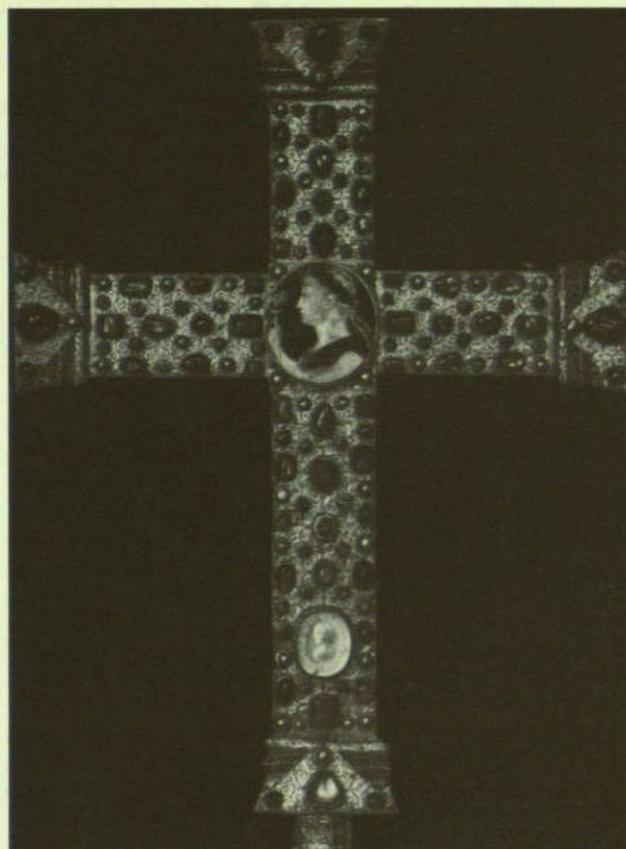
rin Theophanu“ als »Kaiser Theophanius« titulieren – ein in der Geschichte der deutschen Königs- und Kaiserurkunden des Mittelalters einzigartiger Fall.

Schon im Mai 990 kehrte sie wieder nach Deutschland zurück. Gegenüber ihrer Rückkehr aus Italien sechs Jahre zuvor konnten die Unterschiede kaum größer sein: fand sie damals, 984, ein Chaos vor, so trafen jetzt sofort bei ihrer Ankunft Boten aus Frankreich und Polen ein, die die Kaiserin um Vermittlung und Hilfe baten. Noch eindrucksvoller zeigte das nächste Osterfest in Quedlinburg 991, welche überragende Stellung die kaiserliche Herrschaft wieder erlangt hatte: es vereinte nicht nur die gesamte kaiserliche Familie, sondern sah vornehme Fürsten aus dem gesamten Kaiserreich und aus ganz Europa, die hier mit reichen Geschenken der kaiserlichen Würde die Ehre erwiesen und noch reicher beschenkt wieder zurückkehrten. Theophanu mochte sich an das erste Quedlinburger Osterfest erinnern haben, das sie 973 als noch fremde, junge Kaiserin in Sachsen erlebt hatte, das Otto den Großen auf dem Zenit seiner imperialen Stellung zeigte und das sein letztes gewesen war. An der Stelle Ottos, auf dem Höhepunkt kaiserlichen Glanzes, stand nun sie selbst. Doch auch für sie sollte es die letzte große Demonstration der Kaiserherrschaft sein – kaum zwei Monate später, als die unsichere Lage in Frankreich sie zu erneutem Eingreifen an den Niederrhein rief, ist Theophanu, wohl keine 35 Jahre alt, am 15. Juni 991 in der Pfalz Nijmegen an einer uns unbekanntem Krankheit gestorben.

»Unter ihrer Herrschaft«, so schrieb man wenig später in dem ihr und den Ottonen so eng verbundenen Quedlinburger Damenstift, »hat sie das Kaiserreich wie mit festen Fesseln zusammengezwungen. Oh Jammer, es ist traurig zu erzählen, zu früh ist sie gestorben. Von Nijmegen wurde sie im Trauergeleit von ihrem Sohn und den übrigen Getreuen nach Köln gebracht und dort, wie sie es beschlossen hatte, in der Kirche des hl. Martyrers Pantaleon in Anwesenheit von vielen Bischöfen, Mönchen und frommen Jungfrauen und unter dem Gedränge des ganzen Klerus und Volkes mit unermeßlichen Tränen ehrenvoll bestattet.« Was verband Theophanu so sehr mit Köln und St. Pantaleon, daß die aus der Ferne kommende, rastlos durch ihr weites deutsch-italienisches Reich reisende Kaiserin gerade hier ihre Grablege suchte?

III.

Köln, die traditions- und reliquienreiche Kapitale Lothringens, ist sehr viel enger mit den Ottonen und mit Sachsen verbunden gewesen, als es dem außenstehenden Betrachter heute erscheinen mag. Nicht nur lag Sachsen damals wesentlich näher als heute am Rhein, wenn wir daran denken, daß bereits Essen zu



Ein Kunstwerk aus Theophanus Zeit: das sogenannte Lotharkreuz (*crux gemmata*) aus dem Aachener Domschatz

Sachsen gehörte und das dortige Nonnenstift zusammen mit Gandersheim und Quedlinburg am Harz zu den großen Damenklöstern des ottonischen Hauses zählte – vor allem war es die lothringische Frage, die Köln immer wieder unmittelbar in das Zentrum ottonischer Politik rückte: 953 setzt Otto der Große hier seinen Bruder Brun zum Erzbischof und zum Statthalter für Lothringen und Koordinator der Westpolitik ein. Unter Brun, der im Herbst 965 stirbt, findet noch an Pfingsten 965 ein großes Familientreffen der Königsfamilie in Köln statt, und Brun zieht zahlreiche sächsische Adelige in seiner Domschule für höhere Aufgaben in Lothringen heran, darunter auch seinen zweiten Nachfolger Gero, eben jenen, der 971/72 an der Spitze der Brautwerber Ottos I. Theophanu von Byzanz nach Italien gelei-

tete und sicherlich dafür sorgte, daß Theophanu, noch bevor sie das Reich ihres künftigen Gatten betritt, den Namen Köln kennt. Kaum zufällig ist es der Kölner Erzbischof, dem das kaiserliche Paar 983 den kleinen Otto III. zur Erziehung anvertraut, und wenn er ihn auch schmäählich ausliefert, so bleibt doch die Beziehung Theophanus zu Köln, schon wegen der Wichtigkeit des Platzes, weiterhin eng. Der neue, 985 eingesetzte Erzbischof Everger ist ein Mann engsten Vertrauens der Kaiserin und begegnet, von ihr zum Erzbischof bestellt, immer wieder in ihrer Nähe, wie umgekehrt der kaiserliche Hof mehrfach Köln aufsucht und die Stadt durch zweimalige Feier des Weihnachtsfestes, 986 und 988, mit hoher Auszeichnung ehrt.

Doch gibt es noch tiefere, noch persönlichere Verbindungen zu Köln – und sie verweisen nach St. Pantaleon. Doppelt fühlt sich Theophanu diesem Kloster verpflichtet: Es ist als Lieblingsstiftung Erzbischof Bruns, der hier an einer älteren Pantaleonskirche ein Mönchskloster gegründet hat, es mit den besten Beteren der Zeit, Trierer Reformmönchen, besetzte und es zu seinem Grabkloster bestimmte, ein Platz eminenten ottonischer Tradition und familiären Totengedenkens. Wie mit der Familie Ottos II. ist es aber auch aufs engste mit Theophanus griechischer Heimat verbunden: sein Hauptpatron und Titelheiliger St. Pantaleon, ein griechischer Arzt des 4. Jahrhunderts, wurde vor allem in Byzanz verehrt, und in Byzanz hatte Erzbischof Gero 971/72 zusammen mit Theophanu den Leib des hl. Pantaleon erhalten, den er als kostbare Reliquie nach Köln an das Grab Brunos überführte. Diesem Kloster, in dem die Ottonen und Byzanz als die beiden Lebenskreise Theophanus so eng miteinander verschmolzen, wie an keiner anderen Stelle des weiten ottonischen Reiches, galten die besondere Liebe und Großzügigkeit der Kaiserin: mit reichen Schenkungen förderte sie die Erweiterung und Ausschmückung der Kirche und sicherte sich das Gebet der Mönche. 990 brachte sie aus Rom – gewiß nicht umsonst erworben – dem Kloster die Reliquien eines weiteren Heiligen mit, des römischen Märtyrers Albinus, der zusammen mit dem hl. Pantaleon für die Lebenden und die Toten, vor allem für die hier Bestatteten und künftig zu Bestattenden, Fürbitte einlegen sollte. Ob Theophanu damals auch sich schon zu jenen zählte, die einstmalig ihre Grablege in St. Pantaleon finden würden, steht dahin. Sicher aber gab es keine andere Stätte im Reich, die sich als Spiegel ihrer irdischen Existenz so sehr auch für die Sorge um ihr Leben nach dem Tode anbot wie das Pantaleonskloster in Köln.

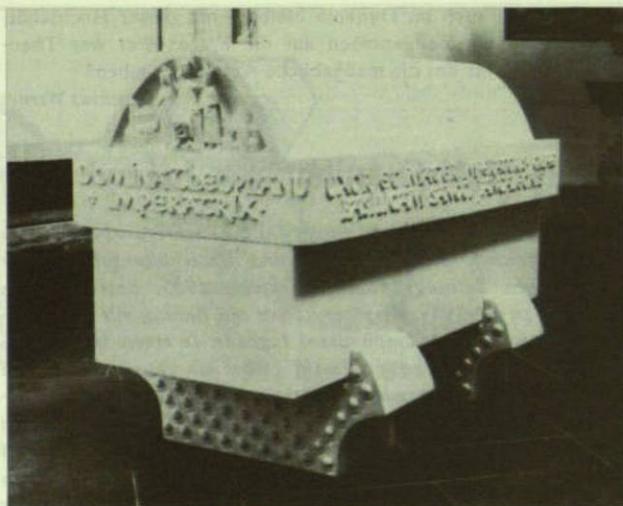
IV.

Ich komme zum Schluß. Wer war Theophanu? – so fragten wir zu Beginn. Wer war diese Kaiserin, die vor bald 1000 Jahren ihre

letzte Ruhe in St. Pantaleon fand, das einzige Kaiser- und Königsgrab im hoch- und spätmittelalterlichen Köln? Sie entzieht sich uns auch am Ende dieses Überblicks, und trotz der Fülle von Einzelheiten und komplizierten Zusammenhängen, die der Historiker zu vermitteln vermag, wird es wohl für immer unbekannt bleiben, wer Theophanu wirklich war. Wir wissen nicht, was in ihr vorging, als sie halb noch als Kind in eine ihr völlig fremde Welt geschickt und mit einem fremden Mann verheiratet wurde, was sie bei dem anstrengenden Regieren im rastlosen Reisen empfand, während dessen sie schwer erkrankte und dann vier Jahre hindurch Jahr für Jahr ein Kind auf die Welt brachte. Wir wissen auch nicht, wie sie aussah, wie sie mit ihren Mitmenschen umging, wie sie ihr machtvolles politisches Wollen so erfolgreich in die Tat umzusetzen vermochte, was ihre besonderen Neigungen waren und ob sie unter der Trennung von Byzanz und ihrer Familie litt. Eine einzige Nachricht nur ist erhalten, die menschliche Züge festhält, die Mitteilung Bischof Bernwards von Hildesheim, wonach Theophanu »aus Furcht, die Liebe ihres Sohnes Ottos III. zu verlieren, in ihrer Nachgiebigkeit so weit ging, daß sie zu allem, wonach ihm sein jugendlicher Sinn stand, ja sagte«. An welchen Menschen sonst sie hing, wer neben den Bischöfen von Köln, Mainz und Worms als ihre politischen Berater ihren vertrautesten persönlichen Umkreis bildete und ob sie wirklich eine bunte Schar von Malern, Goldschmieden, Musikern und Gelehrten als Mittler heimatlicher Kultur in die Fremde mitbrachte, auch davon erfahren wir kaum etwas: wir hören von einer engen Freundin, noch aus den Tagen Ottos II., Imiza, die vielleicht aus lothringisch-rheinischem Adel stammte, von dem aus Byzanz vertriebenen, vielleicht mit Theophanu verwandten griechischen Mönch Gregor, den Theophanu schon in Rom förderte und dem sie dann die Gründung des Klosters Burtscheid bei Aachen ermöglichte, und schließlich kennen wir den aus Kalabrien stammenden Griechen Johannes Philagathos, der der Kanzlei der Kaiserin angehörte, von ihr mit wichtigen Aufgaben in Italien betraut wurde und den sie ebenso wie Gregor von Burtscheid zum Lehrer ihres Sohnes Otto III. machte. Wenige Namen nur, die uns kaum Einblicke eröffnen und die allenfalls, wie schon die Vorliebe für St. Pantaleon, zeigen, welche enge Verbindungen die Kaiserin auch im engsten persönlichen Umkreis weiter mit Menschen ihrer griechischen Heimat unterhielt. Doch auch diese wenigen, Schlaglichter werfenden Einblicke ändern nichts daran, daß der »Mensch« Theophanu uns fremd bleibt, wir nur ganz vage wissen, wer sich hinter diesem Namen verbarg, wer wirklich in dem erinnerungsträchtigen Grab in St. Pantaleon ruht. All dies, wonach wir heute so gerne fragen, worauf wir neugierig sind, verriet die Kaiserin vermutlich bereits ihren Zeitgenossen nicht, und sicher waren die menschlichen, persönlichen Seiten des in sakrale Sphären entrückten

Herrschers, der Herrscherin und ihrer Familie für die damaligen Menschen wesentlich stärker als für uns Heutige tabu.

Dennoch aber, trotz aller Fremdheit bleibt noch immer genug: wir kennen die Lebensverhältnisse, die unglaublich harten Bedingungen, unter denen die junge Herrscherin in einem instabilen Reich, einer archaischen Gesellschaft leben und nach dem frühen Tode ihres Mannes als Fremde und Frau die Rechte ihres Sohnes und damit ihre Rechte durchsetzen mußte, wir kennen, wenigstens bruchstückhaft, die Grundzüge und die Ergebnisse ihrer Politik, wir können die Dimensionen dieser Leistung ermessen und wir können vergleichen: wie keine andere Kaiserinwitwe des Mittelalters hat sie die Krise zu meistern vermocht, in die der frühe Tod des Kaisers das Reich und damit die Friedens- und Rechtsordnung für viele der damaligen Menschen stürzte. In einer Phase äußerster Gefährdung des eben wiedergegründeten westlichen Kaiserreichs gelang es ihr, Ausgleich und Frieden im Inneren zu schaffen, das schon preisgegebene Lothringen zurückzugewinnen und langsam gegenüber Frankreich, Dänemark, den slawischen Nachbarn und Italien wieder zu der imperialen Stellung aufzusteigen, die ihr Schwiegervater Otto der Große und ansatzweise auch ihr Gemahl Otto II. innegehabt hatten. Aus einer Mitkaiserin zu Lebzeiten ihres Mannes wird sie als Witwe zur wirklichen Kaiserin: ihr universaler Horizont erstreckt sich bis nach Kiew, Byzanz, Sizilien, nach Frankreich und Skandinavien. Wahrung des westlichen Kaiserreiches in seinen imperialen Traditionen und Ansprüchen für ihren minderjährigen Sohn, Ebenbürtigkeit gegenüber dem großen Vorbild, dem großen Konkurrenten, dem heimatlichen Byzanz – dies ganz gewiß die großen Leitlinien ihres hochpolitischen Lebens, war ihr west-östlicher Horizont doch weit stärker als der ihrer deutschen Zeitgenossen, Helfer und Rivalen geprägt und durchdrungen von der antik-christlichen Idee des Kaisertums als ranghöchster irdischer Herrschaft und universaler Ordnungsmacht in göttlichem Dienst und Auftrag. Ob ihre Konzeptionen noch weiter gingen, ob sie das neue westliche Kaisertum der Sachsenkaiser und die alte byzantinische Welt, die beiden sich mehr und mehr voneinander entfernenden Zentren der einst einheitlichen christlich-antiken Welt, noch einmal zu verklammern suchte, ja ob sie darüber hinaus die Rückkehr des westlichen Kaisertums in den Mittelmeerraum nach Rom und seinen Vorrang gegenüber Byzanz erstrebte, steht dahin: sicher greifbar werden solche großen Ideen erst mit Otto III., der, griechisch und sächsisch erzogen, von den besten Gelehrten seiner Zeit umgeben, sich gleichfalls um eine Eheverbindung mit Byzanz bemühte und als siebzehnjähriger Kaiser die Wiederherstellung des alten Imperium Romanum mit Rom als Sitz des Kaisers versuchte. Daß dem frühreifen Herrscher Weltvorstellungen dieser Art von seiner Mutter



Der Sarkophag Theophanus in St. Pantaleon von Sepp Hürten

vermittelt wurden, wird sich nie beweisen lassen, daß Theophanu in ihrer eigenen Person und in der Auswahl der Lehrer aber die Voraussetzungen hierzu schuf, steht außer Frage, und so weist Otto III., der ebenso wie später Friedrich II. von seiner Umwelt wie ein Wunder bestaunt wurde, noch einmal auf die Weite der Horizonte zurück, für die seine Mutter Theophanu in einer für ihre Zeit einzigartigen Weise steht – und dies nicht wie ihr Sohn mit einem unsäglichen Scheitern grandioser Ideen, sondern planvoll mit überlegener Hand agierend in schwierigster Situation mit größtem Erfolg, als Fremde, fremd Gebiebene, und in dieser Machtfülle erstmals und letztmals in der deutschen Geschichte des Mittelalters als Frau.

Haben die Zeitgenossen Theophanus historische Größe wirklich nicht erkannt? Oder verstehen wir jetzt nach einer Stunde fremder Welt des 10. Jahrhunderts ihre Worte besser? Die Deutung einer Sonnenfinsternis als angsteinflößendes Vorzeichen für den Tod der Kaiserin, die Würdigung Thietmars von Merseburg, die wir uns noch einmal anhören wollen: »Obleich dem zerbrechlichen Geschlecht angehörig, war sie doch von besonnener Festigkeit im Sinn und – was in Griechenland selten ist – von vorbildlichem Lebenswandel. Mit männlicher Wachsamkeit bewahrte sie das Reich ihres Sohnes, freundlich den Rechtschaffenen, furchteinflößend und überlegen den Aufrührern« – wir wissen jetzt, was hinter diesen Worten steht: eine tiefere Anerkennung als die Angst vor ihrem Tod und ein höheres Kompliment als das Herrscherlob Thietmars konnte das Mittelalter einer Frau als Herrscherin, ja selbst einem Herrscher kaum leisten. So viel

im einzelnen auch im Dunkeln bleibt – mit dieser Hochschätzung haben die Zeitgenossen auf die Frage: Wer war Theophanu? auch für uns die maßgebliche Antwort gegeben!

Matthias Werner

Aus Ludolf Camphausens Jugend

Vor einiger Zeit fand ich in einem antiquarisch erworbenen Buch als Lesezeichen das »Literatur- und Unterhaltungsblatt« der »Kölnischen Zeitung« vom 27. Oktober 1925, bezeichnet als »Beilage zu Nr. 797«. Angekreuzt war ein Beitrag mit der Überschrift »Aus Ludolf Camphausens Jugend«. In einem in Köln am 10. Januar 1875 an seinen Enkel Oskar Nacken geschriebenen Brief erzählt der rheinische Industrielle aus seinen frühen Lebensjahren. Diese Erzählungen sind auf ihre Art ein Beitrag zu den immer neuen Geschichten von der »guten alten Zeit«. Aus Anlaß des hundertsten Todestages von Ludolf Camphausen, der am 3. Dezember 1890 gestorben ist, halte ich einen Wiederabdruck für lohnend. – Einige Wörter und Wendungen, die nicht mehr gebräuchlich sind, habe ich erläutert.

HAH

Aus Ludolf Camphausens Jugend

Der rheinische Bankmann und Politiker Ludolf Camphausen (geboren 1803 zu Hünshoven, Bezirk Aachen, gestorben 1890 in Köln), der in den Revolutionsjahren 1848/49 eine Zeitlang preußischer Ministerpräsident und danach Bevollmächtigter Preußens bei der deutschen Zentralgewalt war, schildert in dem folgenden Brief an seinen Enkel Oskar Nacken Einzelheiten aus seiner Schulzeit und seinen Lehrjahren in einem Düsseldorfer Handelshause:

Cöln, den 10. Januar 1875

Lieber Oscar!

Deine freundlichen Wünsche zum neuen Jahr haben wir dankbar empfangen und erwidern sie aufs herzlichste; besonders wünsche ich Dir die günstigsten Erfolge Deiner Arbeiten und Bestrebungen, einen muthigen Blick in die Zukunft und Erzielung eines befriedigten Rückblicks auf die Vergangenheit. Für die Gegenwart scheint, aus einer Andeutung in Deinem Briefe zu schließen, Dein Zufriedenheitsbarometer nicht gerade auf »schön, beständig« zu stehen; das ist aber das Loos aller Sterblichen, namentlich aller jungen Sterblichen, daß die Zufriedenheit mit den Außendingen und mit sich selbst erkämpft sein will, gegenüber der Neigung für sich selbst als eine ungewöhnliche Ausnahme zu betrachten, was in dieser oder jener Form so ziemlich jedermann trifft.¹⁾ Ich möchte gar zu gerne Dich mir immer als

einen frischen, kräftigen Burschen vorstellen, der kleine Schwierigkeiten in sich und außer sich mannhaft bekämpft und mit stetiger Ausdauer an seinen Zielen festhält. Und da ich nun einmal meine, daß Du Dich dazu, verglichen mit Anderen, in günstiger Lage befindest, so will ich, um diese Dir vielleicht gewagt scheinende Ansicht zu vertreten, Dir etwas aus meinem Leben erzählen, viel mehr um Dich zu erfrischen als um zu meistern²⁾, was, wie Du aus Erfahrung weißt, Deines Großvaters Gewohnheit nicht ist.

Ich mußte, der Vater war bereits gestorben, zehn Jahre alt das elterliche Haus verlassen und kehrte in den folgenden zehn Jahren nur vorübergehend dahin zurück. In mangelhaften Privatschulen empfieng ich spärlichen Unterricht, und zum Schluß wurde vermittelt³⁾, daß ich ein Jahr lang, entbunden von klassischen Studien⁴⁾, das Gymnasium zu Weilburg⁵⁾ besuchen durfte. Man setzte mich in Prima, wo ich den Mitschülern mehr ein Gegenstand lustigen Spottes als der Gleichberechtigung war. Inzwischen suchte ich in und außerhalb der Klasse das Erreichbare zu lernen und kam als ein quasi ausgedienter Primaner zur Mutter zurück. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der unverfügbaren Heiterkeit, welche ich erreichte, als ich damals im Familienkreise mit stark oberländischem⁶⁾ Accent der Mutter vortrug, nunmehr sei es aber auch Zeit, mir eine Pfeife zu kaufen; ich bekam sie übrigens. –

Das nächste Studium⁷⁾ war die Lehrzeit in einem Handelshause. Ich trat in eine angesehene Düsseldorfer Familie mit einem empfänglichen Herzen und mit der Erwartung, bald in ihr heimisch und als Mitglied der Familie behandelt zu werden. Ja, Kuchen!⁸⁾ Als simpler Lehrling war ich ihr völlig bedeutungslos, eine absolute Null; wenn ich anfangs versuchte, mich in das Gespräch zu mischen, so wurde das, wie ich bald erfuhr, als unverschämt und anmaßend betrachtet. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich auch zur eiskalten Gleichgültigkeit hinaufzuschwingen und das Mittagessen in beharrlichem Schweigen zu mir zu nehmen, was ganz in der Ordnung gefunden wurde. Ich wüßte nicht, daß während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in dem Hause jemals ein Wort wirklicher Theilnahme an mich gerichtet worden wäre.

Wie verhielt es sich dagegen mit meiner Stellung im Comptoir⁹⁾ und im Geschäfte? Von der Prima kommend, hatte ich natürlich schon viel große Dinge im Kopf: Geschichte, Physik, Chemie, Mathematik, selbst Philosophie; in der Musik hatte ich sogar schon einige Compositionen von Walzern und Variationen aufzuweisen; jedenfalls war ich zu geistiger Arbeit fähig und bereit. Die mir wirklich zufallenden Arbeiten waren: copieren von Briefen, copieren von Wechsell, Einziehung von Wechsell, Geldzählen, Abholen und Wegbringen von Briefen und Paketen;



Habsburgerring 2-12



LITERATUR-TELEFON
KÖLSCH-TELEFON



Stiftung City-Treff

5000 Köln 1

Kölsch:

8. 4.-14. 4. 1991 **Heinz Wild**
E fremb Woot
22. 4.-28. 4. 1991 **Paula Hiertz**
De Woosch för et Marie
»Här Pastur,
mer han kei Brut!«
Der Huhzicksanzoch
6. 5.-12. 5. 1991 **Christina Block**
Sin Mösche jlöcklich?
Mer weed.
Danz, Leevje, danz
20. 5.-26. 5. 1991 **Heribert Klar**
Es dat esu?
Enfäll, Jedanke, Spillereie
3. 6.- 9. 6. 1991 **Willi Reisdorf**
Kinderdraum: Stroßebahn
17. 6.-23. 6. 1991 **Herbert Knittler**
Dausend linke Föß
1. 7.- 7. 7. 1991 **Henner Berzau/
Uschi Werner-Fluss**
Noch nit ens ne Kölsche!
15. 7.-21. 7. 1991 **Volker Gröbe/
Monika Kampmann**
Spetze Zung, Bd. 1
29. 7.- 4. 8. 1991 **Johanna Fendel**
Et Glockespill.
Wie klein Pänz schon
denke

Hochdeutsch:

1. 4.- 7. 4. 1991 **Martin Stankowski**
Die toten Augen von Köln
15. 4.-21. 4. 1991 **Anna Dünnebier**
Eva und die Fälscher
29. 4.- 5. 5. 1991 **Sabine Hammer**
Verschlußsache
13. 5.-19. 5. 1991 **Gisela Noy**
Lyrik
27. 5.- 2. 6. 1991 **Ingo Jacobs**
unmögliches geschichte-
schreiben
10. 6.-16. 6. 1991 **Bernd Bohmeier**
Nichts geschieht zufällig,
alles ist Zufall
24. 6.-30. 6. 1991 **Viktor Ribot**
Infektion
8. 7.-14. 7. 1991 **Liane Dirks**
Liane Dirks an
Ingeborg Bachmann
22. 7.-28. 7. 1991 **Rüdiger Jungbluth**
Kölnkrimi: Tod in der
Südstadt
5. 8.-11. 8. 1991 **Monica Adolph**
Lyrik

später fiel einiges weg, wenig kam hinzu; man war geheimnisvoll, hielt die wichtigern Handelsbücher stets unter Schloß und Riegel und verhinderte mich bis zuletzt beinahe gewaltsam, selbständige Geschäftsbriefe zu schreiben. Was ich von dem Wesen und Treiben des Handels fruchtbringend für die Zukunft lernen wollte, dazu mußte ich mir selbst die Wege suchen. Nun hatte der Chef bei meinem Engagement¹⁰⁾ darauf bestanden, daß die Lehrzeit nicht weniger als vier Jahre betragen dürfe, und vier lange, namentlich im Anfang unabhsehbare Jahre hat sie gedauert. Bekannte hatte ich längere Zeit kaum; mein Taschengeld betrug in den beiden ersten Jahren monatlich 2 Reichstaler clevischcourant à 60 Stüber, deren 13 = 5 Silbergroschen, damit kann man keine großen Sprünge machen, und wenn man doch zuweilen eine Oper oder ein Concert hören wollte, so blieb für andere Allotrien nicht viel Spielraum.

Wäre nur nicht das Hocken auf meiner 4 Stockwerk hoch gelegenen Dachstube dadurch erschwert worden, daß sie keinen Ofen hatte. Statt des Ofens besaß ich einen Mantel mit 5 Kragen, den man damals einen Carrick nannte, und in diesem Carrick habe ich einen vollen, allerdings gelinden Winter hindurch Abend für Abend bis spät auf meiner Dachstube gesessen. Der Prinzipal¹¹⁾, von unten Licht wahrnehmend, kam einige Male herangeschlichen, um sich zu überzeugen, ob ich nicht, seinem Verbote zuwider, behufs der Erwärmung lesend im Bett liege. Darüber, daß er mich so schön verummumt an meinem einige Quadratfuß großen Tischchen sitzend fand, mag er sich doch etwas geschämt haben; denn für den folgenden Winter erhielt ich einen Ofen, der 7 Uhr abends, beileibe nicht früher im Tage, angezündet werden durfte, eine Verschwendung für einen Lehrling, worüber der Sohn des Hauses sehr erbittert war.

Wollte ich Dir nun erzählen, daß ich in diesen Verhältnissen stets und mühelos heiter und zufrieden gewesen sei, so würde ich eine gründliche Unwahrheit sagen. Es galt zu kämpfen, und der Kampf wurde mir noch durch mancherlei erschwert: ich war leicht verletzt und konnte nicht leicht vergessen; bei äußerer Ruhe war ich innerlich oft am kochen; die Dir zuteil gewordene Gabe, andere, wenn Du willst, für Dich einzunehmen, fehlte mir; dagegen fehlte mir nicht die so häufige Neigung, für eigene Sünden anderen oder den Verhältnissen die Schuld beizumessen; dann war ich sehr nervös, so sehr, daß ich noch im hohen Alter häufig wegen geistiger Erregung mit zitternden Beinen einhergegangen bin; endlich war gleichzeitig mein älterer Bruder¹²⁾, ebenfalls als Lehrling, in diametral entgegengesetzter Lage, der gehätschelte Hausfreund der beiden Familien, in deren Geschäften er, nur auf 3 Jahre verpflichtet, arbeitete. Überhaupt war ich keineswegs ein Musterjüngling und führe als Beispiel an, daß ich in der späteren Zeit, trotz erhöhten Taschengeldes, auch

einmal das Defizit¹³⁾ kennen lernte, als ich mich gewöhnt hatte, nach Tisch vor der Comptoirstunde im Café eine Tasse zu trinken, die allerdings im Hause nicht verabreicht wurde.

Nichtsdestoweniger bin ich im ganzen glücklich durchgekommen. Auf dem Comptoir habe ich mich bald so gestellt, daß durch die vollständige Erfüllung der mir obliegenden Dinge jede Gelegenheit, mir etwas Unangenehmes zu sagen, abgeschnitten wurde; auf der Dachstube habe ich ernstlich und nachhaltig an meiner Ausbildung gearbeitet, mit fremden Sprachen, mit Literatur, mit verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst mich beschäftigt; die Musik war mir eine Trösterin, umso mehr als die Mutter mir in der zweiten Hälfte der Zeit ein gutes Instrument¹⁴⁾ auf das Zimmer schaffte, dem ich zugleich teilweise einen sympathischen, mich häufig besuchenden Freund verdankte. Ich war weit entfernt, in dem Kampf mit Fehlern und Schwächen stets der Sieger zu sein, aber strenge Rechenschaft gab ich mir immer und blieb mir klar bewußt, wo der Hebel anzusetzen sei. Ich habe die vier Jahre standhaft ausgehalten und bin aus den niedrigen Verhältnissen jedenfalls mit gestärkter Willenskraft geschieden. Mir ist in meinem übrigen Leben die oft angezweifelte Überzeugung immer sieghaft geblieben, daß der menschliche Wille viel weiter reicht als die modernen Materialisten und materialistischen Philosophen uns einreden möchten, und gegen die geläufigen Redensarten »das kann ich nicht«, »dazu bin ich nicht im Stande«, »das ist mir nicht möglich« hegte und hege ich Mißtrauen, mögen sie bei mir selbst auftauchen oder bei anderen.

Da hast Du nun ein Stück Biographie, und vielleicht wirst Du fragen: aber wozu? – Das will ich Dir ganz genau sagen: um Dir *Courage* zu machen in den Kämpfen, die Du zu bestehen hast und zu bestehen haben wirst. Erringe Dir Zufriedenheit mit Dir selbst, das andere kommt schon.

Immer aber behalte lieb, so sehr er Dich liebt

Deinen treuen Großvater
L. Camphausen

1) Dieser Satz ist möglicherweise 1925 nicht korrekt aus der Vorlage wiedergegeben worden. – 2) belehren, Vorschriften machen, schulmeistern. – 3) durch Vermittlung, durch Beziehungen erreichen. – 4) also ohne Latein- und Griechisch-Unterricht. – 5) bei Limburg, an der Lahn. – 6) eigentlich oberdeutsch im Gegensatz zu niederdeutsch, meint hier wohl das Hessische im Unterschied vom rheinischen »Platt«. – 7) Vielleicht ist hier »Stadium« gemeint. – 8) heute sagt man »Pustekuchen!« – 9) etwa Büro, Buchhaltung. – 10) Einstellung, Vertragsabschluß. – 11) Lehrer, Seniorchef. – 12) August Camphausen, geboren 1801. – 13) Schulden. – 14) offenbar ein Klavier.

Ein kleines kölsches Vogelkonzert

Kölsche Gedichte von Mösch und Määl und ihren Artgenossen

Als wir seinerzeit für den Vortrag »Vogelleben in der Stadt« am 20. August 1990, zu dem wir Hans Otmar Böhm vom Deutschen Bund für Vogelschutz (heute BUND genannt) eingeladen hatten, ein Vorprogramm aus kölschen Gedichten zusammenstellten, die dann von Friederike Döhring, Anneliese Heinrichs und Willi Reisdorf vorgetragen wurden, da waren wir selbst erstaunt, wie groß der Vorrat der Verstexte war, in denen Mösch und Määl, Rutstätz¹⁾, Schwalvter²⁾, Livverlingche³⁾ und andere gefiederte Gesellen ihr Lied singen und ihr Spiel treiben. Einige der schönsten von diesen kölschen Vogel-Gedichten will ich hier nun auch den Lesern von »Alt-Köln« präsentieren. HAH

1) Rotschwänzchen. – 2) Schwalbe. – 3) Lerche.

Livverlingche

Et klemmp an singem Leed erop,
Su huh mer lore kann,
Un schwäv dann stell en Goddesnöh
Huh üvver Feld un Dann.

Sie Leedche eß su fing un fruh,
Wie wenn e Kind sich bett.
Ich göv jet dröm, wenn ich sing Stemm
Un och sing Flög'le hätt.

Suitbert Heimbach

Si Kanaljevügelche

Huh unger'm Daach en singem Zemmer,
Halv blingk, do wonnt d'r ale Bell.
»Dat mäht nix«, säht'e immer widder,
»En mingem Stüvvge eß et hell.«

Hä hät e Vügelche, et Mäxge,
E Deerche, dat in glöcklich mäht,
Et eß e richtig Wibbelstätzge,¹⁾
D'r ganzen Dag och su aläät.

Ens laut, ens leis hööt mer et singe,
We söß si Stemmche dann vibree't,
Un immer deit su schön et klinge,
Als hätt et d'r Gesang studee't.

Et dräht e Pünkelche o'm Köppche,
Ganz schwatz – söns eß et quiddegääl.²⁾
Och dreimol bade deit dat Ströppche,
Bis dat et blänk su we en Pääl.

Et mäht im och et gröts Vergnöge
(Wozo hät Flögelcher mer dann?),
Wann durch et Zemmer et darf flege,
Dat et sich jet »vertredde« kann.

Dann deit et asserant³⁾ ageere,
Et flaastert weld, kritt nit de Kehr,
Un doch nit de Balangs verleere
Bei singem Suuse hin un her.

Et geit ens huh, et flüg ens nidder,
Un üvver Stöhl un Desch un Bank,
Etletzt, e beßge hingewidder,⁴⁾
Dann sitz et op d'm Köcheschrank.

Un deit d'r ale Bell ens kieve,
Dat Mäxge weiß et ganz geweß,
Dat et met singem löst'ge Drieve
D'm Bell si Ein un alles eß.

Ann Richarz

1) lebhaftes, unruhiges Wesen. – 2) quittengelb. – 3) verwegen. –
4) ermattet, erschöpft.

Der Dag fängk an

Zoesch säht et die Määl der Naach:
Et eß Zick! Futtü!
Dorop weed och dä Bochfink waach:
I – ich schlof nit mih!
Rutstätz un Meisger lovve dann
Fing-fing der Här.
Donoh fängk glich met Schänge an
Dat Möschedeer.
Dat klüng ganz schön wie e Kunsäät
För alle Wünsch,
Wann et nor dobei blieve dät,
Doch dann kütt dä Minsch!

Hanns Georg Braun

Schwalvterleed

Hin un her
Un op un nidder,
Krütz un quer
Un fott un widder,
Jitz em Blau
Un dann zor Ääde,

Ohne Rauh
Un ohn' Beschwääde,
Wie der Bletz durch Looch un Leech,
Geiht uns Jaag op Möck un Fleeg.

Huh om Birg,
Em stellen Dälche,
An der Kirch,
En Stuvv un Sälche,
Hee em Stall,
Do an der Stroße,
Üvverall,
Wo Minsche krose,
Op dem Land ov en der Stadt,
Hängk uns Glöcksneß ganz apaat.

Eß Fazzung
Em Kindersäge,
Dat sich Jung
Un Weech bewäge
Frei vum Neß
Bis an der Himmel,
Kein mih eß
En däm Gewimmel,
Die der Flog määhnt lahm un heiß,
Weed noh Afrika gereis.

Üvver et Meer
Eß schwer ze störe,¹⁾
Godd, der Här,
Dä muß uns föhre,
Hunger driev
Noh'm fremde Sand,
Heimat bliev
Et deutsche Land.
Kütt em nöchste Johr der Mai,
Si'mer widder do! Juchhei!

Peter Berchem

1) steuern.

Möscheundank

Verwenne soll mer, höt op mich, op keine Fall e Deer,
Söns geit et üch ganz secherlich genau esu we meer.
Zwei Mösche soße jeden Dag op mingem Finsterbrett,
Dröm, weil ich gän sun Deercher mag, reef ich se Fin un Nett.
Un immer stundt e Döppche do, natörllich klitzeklein,
Dat huhgeföllt met Botter wor, de beß och, got un rein.

Flöck we ze Kölle¹⁾ han die Zwei dat Döppche usgepeck,
Se sahten »hm« un »ha« dobei un och: »We got dat schmeck!«
Bal sibbe Woche gingk dat su, weil druße Winter wor,
Et Pöttche voll, de Mösche fruh, se wore pünklich do.

Bloß eimol wor ich (eß dat schlemm?) jet knapp, we mer su
säht,

Do dät ich en dat Döppche dren de zweite Qualetät.

Auwih! Do hatt ich ävver Pech, jetz gov et e Geschrei,
De Mösche woodte richtig frech un ordenär dobei.

Se rannte meer de Rutten en, un wödige reef et Fin:

»Wat eß dann en däm Döppche dren? Dat eß jo Magarin!!«

Un dä Bedrog me'm Botterpott, ich han en deef bereut,
Jetz flogen se för immer fott un hamer jet gefleut!

Ann Richarz

1) blitzschnell, im Handumdrehen.

Der Bochfink

»Zi-Zi-Zi-Zizillige-Pitter,
Wells do met noh'm Weetshus gonn?«
Hoot ich kooz¹⁾ vör minger Finster
Fresch un hell 'nen Bochfink schlonn.

Schlog, als sollt sie löstige Leedche
Bovven en dem Lindenbaum
All die Knoppen do un Knöppcher
Wecken us dem Winterdraum;

Schlog, als wollt hä för mich sage:
»Freu dich met un maach der Mod!
Wat der Winter hät verdorve,
Määhnt et Fröhjohr widder god.« -

Wie dä Trus mer wood gesunge,
Blevv hä meer em Hätze stonn:

»Zi-Zi-Zi-Zizillige-Pitter,
Wells do met noh'm Weetshus gonn?«

Peter Berchem

1) vor kurzem.

Der Zaunkünning singk

Et grönt un blöht em Fröhjohr
E Heckche öm mie Huus,
Dobenne wonnt ne Künning,
Su klein als wie en Muus.
Et eß e zeerlich Deer,

Doch mäht et Kraach för veer
Un singk zerrlitt! Un singk zerrlett!
Zerrlittititi!

Un setz ich stell un lese,
Un hät de Zick kein Iel,
Dann zeig sich och dä Künning
Un stellt sie Stätzche piel
Un nimm dat Köppche huh
Un quiddelt hell un fruh
Sien söß Zerrlitt! Un sien Zerrlett!
Zerrlittititi!

Em Fröhjohr un em Summer
Do singk hä gän allein,
Em Winter ävver eß dann
Mie Heckche faß zo klein
För all dä Künningkraach.
Sechs, sibbe oder aach
Singe zerrlitt! Un och zerrlett!
Zerrlittititi!

Dat eß wahl schön zo höre
Deef en der kahle Zick,
Doch seufz ich off: Och wöre
Die Woche ald su wick,
Dat durch ming gröne Heck
Nor eine Künning keck
Süng sien Zerrlitt! Un süng zerrlett!
Zerrlittititi!

Hanns Georg Braun

Määl ov Nachtigall

Em Stadtwald soß et Billa Schlank
Met singem Josep op 'ner Bank.
De Sonn, die log em letzte Schinge,
E Vügelche wor höösch am singe.
»No hör ens«, säht et Bell, »we schön
Sin doch där Nachtigall ehr Tön.«
»Ojo«, meint drop der Jupp, »et klingk
Ganz nett, wat do dä Vugel singk.
Doch gläuv et meer – ich gon nit fähl –
Ding Nachtigall, dat eß en Määl.«
»En Määl«, säht do et Bell ganz lus,
»Ich gläuv', Do beß nit rääch bei Trus.
Dat Deerche eß op jeden Fall
En usgewaße Nachtigall.«
»Enä, enä«, der Jupp wood gäl,
»Ich sagen Deer, et eß en Määl.«
Un no dät, statt zo karesseere,¹⁾

Puppenspiele der Stadt Köln.

**Et weed jelaach
en Knollendörp.
Wann et Hännesche
sing Späßjer mäht.**

Wir sind dabei:

Wenn Licht die kleine Bühne erhellt,
erlebt man die faszinierende Puppenwelt.
Durch Strom von GEW.

Knollendorf liegt am Eisenmarkt.
Durch uns kommen Sie bequem dorthin.
Mit Bussen und Bahnen der KVB.



GEW Gas-, Elektrizitäts-
und Wasserwerke Köln
Aktiengesellschaft

KVB Kölner
Verkehrs-Betriebe
Aktiengesellschaft

Unsere Leistung läßt Köln leben.

Dat Pärche sich do explizeere.
Op Dut un Levve ging dä Kall.
Hä säht: »En Määl«, it: »Nachtigall«.
Bis dat zoletz et Bell vör Wot
Si Täsche schnapp un singen Hot
Un för dä Josep säht: »Ich gon,
Do sühs, dat meer uns nit verston.
Deer litt an meer jo nix geläge.«
Dä Josep hät dat Bell nit kräge.

Un die Moral vun däm Verzäll?
Ehr Junge, höht: Säht ens Ohr Bell,
Die Määl em Stadtwald wör en Koh,
Dann saht nor immer rauhig: »Jo.«

Anton Stille

1) verliebt sein, lieblosen.

Mien Hänse

Mien Hänse woß zick Johr un Daag
Kei Leedche mih ze singe,
Un söns dat singe leeve Schlag
Mer Stuvv un Hätz voll klinge.
Et wor noch gar nit ald un gro,
Un nie kom im de Lieb ze noh –
Ich kunnt kein Ursach finge.

Bis an 'nem Ovend – et wor Mai,
De Sonn wor fottgegange,
Ich hatt der Korv me'm Hänse frei
Vör'm Finster opgehange –
Do schlog en Nachtijall nit fän;
Ehsch gester hatt dä neue Stän
Sie Gaßspill aangefange.

Se maacht et hügg besondesch schön
Un sung ehr Arie prächtig;
Der Ovendwind drog all die Tön
Erüvver, söß un mächtig.
Mien Hänse sitz un spinks un spinks
Un driht et Köppche räächs un links
Un luustert ganz andächtig.

Do! Grad wie söns noh Schlof un Draum
Muß hä am Föbge piddele,
Määht: »Piep zi piep!« – mer höt et kaum
Un fängk höösch an ze quiddele.
Un immer lauter weed der Sang,
Un immer schöner weed der Klang
Vum Fleute, Trillere, Fiddlele.

Am Engk nimmb hä sing ganze Kraff
Un all sie Föör zesamme
Un schleiht met voller Meisterschaff,
Als stünnt sien Hätz en Flamme. –
Dat Wunder ging mer durch der Senn
Un endlich, endlich feel mer en,
Vun wo et her kunnt stamme.

»Do ärmen Hans«, daach ich bei meer,
»Do beß noch nit verschlesse;
Wat deer gefäählt, do Sängenzeer,
Kunnt dinge Här längs wesse.
Deer geiht et grad wie männichmool uns:
Et eß nit god, wann echte Kuns
De Konkurrenz muß messe!«

Peter Berchem

Et Vügelche singk...

»Et Vügelche singk: De Zigg die kütt!«
Su hät mie Mutter ens gesaht,
Do hatt der Schnei, dä mallig kritt,
Sich höösch op ehre Kopp gelaht.
Ich wor noch en dem Levvensmai
Un meint als räächte kölsche Stropp,

Freu dich, Hätz!

Winterkält eß bal vörbei,
Klöckelcher em Jade
Welle nit mih wade,
Äuje löstig us dem Schnei.
Som un Knolle wäde waach,
Taaste met de Spetzjer,
Mole jröne Letzjer.
Wärm un länger weed der Dag.
Määle singe – tüdelütt –
Schnäbbele e beßje,
Baue allt e Neßje,
Föhle, dat de Bruckzick kütt.
Wiggekätzjer ston am Baach,
Schute falle nidder.
Hätz, no freu dich widder!
Hell un klor et Sönnche laach.

Heinz Heger

Et wör doch secher einerlei,
Ov brung ov wieß wör ehre Kopp.
Do saacht mie Mutter stell un weich:
»Jitz, leeve Jung, versteih do't nit,
Weesch noch erfahre, wat et heisch:
Et Vügelche singk: De Zigg die kütt!« –
Lang eß se dud. Dat Wood schleef en,
Et Levve braacht sing Freud, sie Leid;
Ich drog et met vergnögtem Senn,
Sulang et hatt noch nit geschneit.
Op eimol feel hä deck un wieß,
Der Schnei, hä kom wahl üvver Naach,
Un wie ming Hoore woote gries,
Do hann ich an dä Sproch gedaach.
No weiß ich, wat hä sage well,
Un schwer et meer om Hätze litt
Un määh et weich un määh et stell:
Et Vügelche sung: »De Zigg die kütt!« –

Peter Berchem

De Määl

Et sitz en Määl met schrägem Kopp
Un lort bedröv zor Äd,
Als häät se jet en sich gestopp,
Wat nit mih ärg vill wäät.
Die Flögel hange ehr erav,
Dä Stätz datselve deit.
Ärm Deer! Denk ich, do geihls bal av!
Do häß dich dutgekäut!
Op eimol mäht se Kraach, die Krat,
Schüß fott en einem Zog!
Se hät et sich wahl üvverlaht,
Wat ich meer och ald ens gesaht:
Mer stirv nie spät genug!

Hanns Georg Braun

Der Mundartautor Anton Korn

Die nachträgliche Suche nach Lebensdaten der Kölner Mundartautoren früherer Zeit ist ein mühsames Geschäft. Das habe ich zuletzt wieder feststellen müssen, als ich 1989 den Anhang für die Neuauflage des »Kölnischen Vortragsbuchs« von Wilhelm Schneider-Clauß verfaßt habe, die dann als sechster Band unserer Schneider-Clauß-Ausgabe erschienen ist. Manchmal weichen

die Angaben, die man vorfindet, in wichtigen Punkten voneinander ab, manchmal fehlen brauchbare Angaben ganz.

Über Anton Korn, von dem Schneider-Clauß immerhin acht Texte in sein Buch aufgenommen hat, ist in meinem Anhang folgendes zu lesen: »im Druckgewerbe (bei J. P. Bachem) tätig; von ihm wurden um 1910 zwei Dutzend kölscher Gedichte veröffentlicht; zeitweise im Vorstand des (Heimat-)Vereins Alt-Köln aktiv; weitere Daten und Fakten bisher nicht bekannt.« Auch eine Anfrage an das Haus Bachem war erfolglos geblieben; das Firmenarchiv ist im letzten Weltkrieg zerstört worden.

Vor kurzem bin ich nun auf das Buch »Hundert Jahre J. P. Bachem. Buchdruckerei, Verlagsbuchhandlung, Zeitungsverlag« von Georg Hölcher gestoßen, das als Festgabe zum Jubiläum 1918 bestimmt war. Dort steht der Name Anton Korn im Register. Folgt man den angegebenen vier Seitenzahlen, so erfährt man folgendes: Korn hatte im Hause Bachem die Buch- und Akzidenzdruckerei erlernt und seine Kenntnisse in bedeutenden Berliner und Leipziger Kunst- und Akzidenzdruckereien erweitert. Am 1. Mai 1888 übernahm er dann bei Bachem die Leitung des technischen Betriebs mit dem Titel eines Oberfaktors. Da er schon am 7. Mai 1899 das Silberjubiläum fünfundzwanzigjähriger Betriebszugehörigkeit gefeiert hatte und 1918 erwähnt, er gehöre dem Hause mehr als 44 Jahre an und sei damals »kaum der Schule entwachsen gewesen«, muß er seine Lehre 1874 begonnen haben und also etwa 1860 geboren sein. Beim Jubiläum 1918 hielt er eine Rede im Namen der Angestellten des technischen Betriebs und nannte Sparsamkeit, Arbeitsamkeit und offene Hand als das »Dreigestirn«, das über dem Hause Bachem schwebte und sein Glück begründete. Im Zusammenhang mit diesem Jubiläum wurde er mit dem Verdienstkreuz in Silber ausgezeichnet.

Vielleicht werden bei guter Gelegenheit weitere oder genauere Lebensdaten von Anton Korn bekannt.

Zum Abschluß will ich eines seiner Gedichte zitieren, das Schneider-Clauß nicht in sein »Vortragsbuch« aufgenommen hat.

HAH

»Hatt Erbarne met däm ärme,
Ahle, kranke, blinge Mann!«
Kött e Weech vun fuffzehn Johre
Ganz bedröv de Stammgäß an.

»Jo, wo häß do dann dä Blinge?«
Frög er eine vun der Schwitt.
»Dä deit vör der Dör oppasse,
Dat uns keine Schutzmann kritt.«

Anton Korn

Der Schutzmann Streukoche

Ein Original aus dem Köln der Jahrhundertwende

Was wir über Johann Jakob Hehn wissen, der aufgrund eines absonderlichen nächtlichen »Abenteuers« den Spitznamen »Schutzmann Streukoche« erhielt und diesen, allem Anschein nach, mit kölscher Gemütlichkeit und ein bißchen Stolz auch akzeptierte, kann man seit 1985 bequem und zuverlässig in dem Buch »Kölner Originale« von Reinold Louis nachlesen. Reinold Louis hat auch die Lebensdaten Hehns ermittelt: er wurde am 10. Oktober 1863 in Köln geboren und starb am 24. Dezember 1920, also vor siebzig Jahren, im Ruhestand in Unkel.

Aber es soll nicht vergessen werden, daß es zwei Kölner Mundartautoren waren, die schon vor zwei Dutzend Jahren die noch erreichbaren Informationen über den »Schutzmann Streukoche« sammelten, die Erinnerung an ihn wachhielten und sein Bild auf kölsch prägten.

Margarete Hoevel-Broicher, die bei Reinold Louis unter ihrem Pseudonym »Griet« als Quelle erwähnt und benutzt ist, nennt den damals bereits pensionierten Polizeikommissar Ambré, der Hehn noch selbst kennengelernt hatte, als ihren Gewährsmann. Sie hat ihre Darstellung des kölschen Originals Hehn in der »Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln«, Ausgabe vom 28. Februar 1965, veröffentlicht.

Suitbert Heimbach schildert den »Schutzmann Streukoche« als Inbegriff der »god ahl Zick«. Ich entnehme seinen Text dem



Buch »Köln«, das 1967 im Auftrag der Stadt Köln und mit einem Vorwort von Oberbürgermeister Theo Buraun von der Redaktion der Zeitschrift »Jung Köln« herausgegeben wurde und damals als Gabe »an die Schulentlassenen aller Schulformen der Stadt Köln« diente.

Wat woren dat för Zigge!

HAH

Der Schutzmann Streukoche

Hä hät wirklich geläv, der Königlich Preußische Schutzmann Johann Jakob Hehn, genannt Streukoche. Die ahle Kölsche us dem Vringsveedel, vum Mannsfeld un us dem Bayendahl wessen dat noch genau. Klein, deck un rund, met enem schwere Edamer-Kies-Kopp, wodrop singen Helm, vun dä Kölsche Kuletschhot genannt, mih wie komisch balangbeeten, met Brutschnäuzer, Knebelbääte un gotmödige Hungsaage, su spazeeten hä gemächlich durch sien Reveer. De Weetschafte nit zo vergesse! Weil im singe lange Zabel, dä unger däm lange Uniformrock zo drage wor, lästig feel, leet hä dä off genog derheim un dät Deens met der leddige Scheid. Doför vergoß hä ävver nie singe sugenannte Lämmersack, wie de Schöfer eine drage. Dodren komen sing »Deputate« vun de Metzger un Bäcker un Spezereiwarenhändler. Naaks drog hä en däm Lämmersack ene ganze Toon vun Schwatzbruts-Speckbotterramme, domet hä bei singem schweren Deens nit verhängerten. Dä Steckbrief, su künnt mer wal sage, eß alles andere wie dat, wat mer unger enem Königlich Preußische Schutzmann zo verston hatt. Die Saach verheelt sich ävver su:

Anno 1864 woren en dä veer kölsche Polizeibezirke 72 Naakswächter angestellt. Zick 1885 drogen die ene bloe Doehrock met rudem Krage un zwei Reihe golde Knöpp us Messing. Dozo Helm met Stadtwappe, Zabel am schwatze Ledderkoppel un Signalfleut. Noh enem Gesetz vum 20. 4. 1892 ging »das Nachtwachwesen« an die »Königliche Polizei« üvver. Durchgefoht wood et ävver eesch av 1. 5. 1895. Unger dä Naakswächter gov et vill Schohmächer, die dagsüvver noch op Stunde ehrem Handwerk nohginkte. Wie dann die Naakswächter (suwick se noch kein 45 Jahr alt wore) vun der Staatliche Polizei üvvernomme woodte un eines goden Dags met däm neue nickelverzeeten Helm ankome, woodten die vun dä kölsche Hanake »Vernickelte Schohmächer« gedäuf.

Dat ene »ähnzte« Königlich Preußische Schutzmann, dä gedeente Spieß, winnigstens ävver Unteroffizier sin moot, un eesch rääch der Kummessär, nit begeistert vun dä »Vernickelte Schohmächer«

wore, bruch mer eigentlich nit besonders zo versechere. Och nit, dat et »gemeine Volk« vill Freud an inne hatt! Weil mer alsu met denne nit vill Staat maache kunnt, woodten die en die domols noch kleine Vöroote versatz, wo se mihstens och widder nor Naaksdeens mahte.

Su ene »Vernickelte Schohmächer« wor och unse Streukoche. Hä, der Johann Jakob Hehn, wor öm 1850 gebore, hatt Schohmächer gelehrt un em südlige Vringesveedel Deens als Naakswächter gemaht. Wie et schingk, kom hä 1895 an et Polizeireveer 15, wat zoesch op der Brühler Stroß, dann op der Alteburger Stroß etableet wor. Hä wonnten öm 1900 en der Veledestroß Nr. 2, 1906 en der Mainzer Stroß 80 un trok dann noh'm Bayendahl, Goltsteinstroß 36 (wo eigentlich der Bürgerverein e löstig Scheld anbränge mööt). Gäge 1915 wood Hehn pensioneet. En der Gägend vun Unkel hatt hä sich en Huus gekauf; do hät hä noch e paar Jöhrcher geläv un eß 1920 do gestorve.

Wie kom dä Streukoche zo singem en ganz Kölle un em ganze kölsche boore Land bekannte Spetzname, dä em Hännesche, em Faste-lovend un en der Bütt als »Type«, dat heisch als ganz bestimmte Figur, nit mih fottzodenken eß?

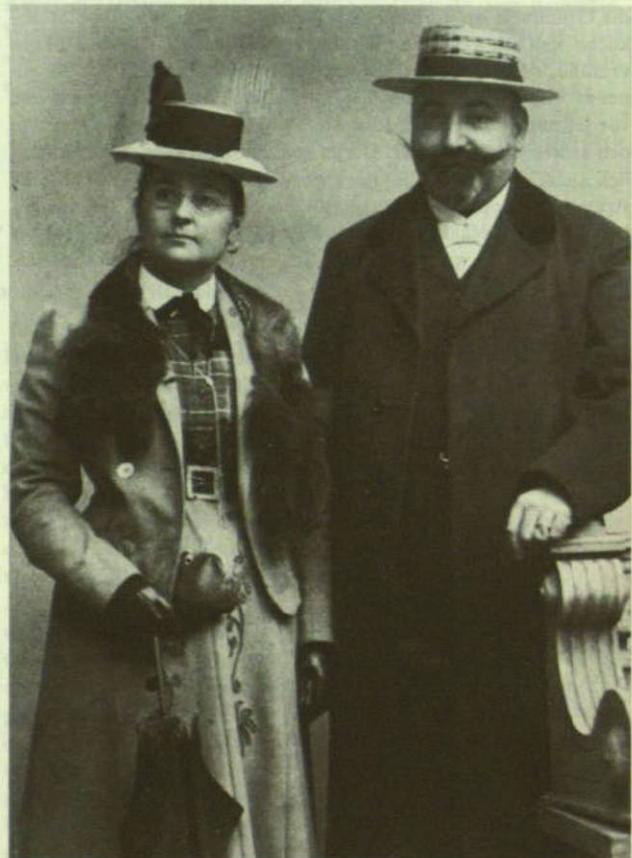
Hä, der Streukoche, hä et selver dä Hār Ambré, hück Polizeikummessār a. D., em Bayendahl verzallt. Et wor noch en singer Naakswächterzick em Vringesveedel. Wie domols üblich, woren dem Naakswächter vill Huusschlösse anvertraut. Hehn hatt, wie jede Naach, de Bäckerschlihrjunge zwesche zwölf un ein Ohr geweck. E paar Stund drop kom hä op eimol – et wor en ener Bäckerei zwesche Vringeskirch un Hirschgässge – en de Backstuff erenn. Hä hatt secher Aptik. »Wo beßde dann erenngekumme?« brollten der Altgesell. »Do Jeck, durch der Huusgang.« O jömmich, doherr hatt ävver der Altgesell sing Bleche met dä freschgebacke Streukoche gestallt, domet die usdünte kunnte. Un Hehn wor em Düstere, ohne die Bleche zo merke, üvver die Koche gegange. »Et wor gar nit esu vill verdorve«, hatt Hehn wigger verzallt. »Ävver se han meer dä ganze Streukochen engepack, un dä han ming Kinder gefresse!« Hück striggen üvvrigen Bayendahler, Mannsfelder un de Lück vun der Arnoldshöh ganz em Ähnz öm die Ihr, dat löstige Stöckelche wör bei inne passeet.

Nit winniger »sagenhaff« wie der Aptik vum Streukoche wor singen Doosch. Vun der Hirschbrauerei hatt hä de Schlüssel un uußerdäm do »frei suffe«. E paar Fläsche nohm hä sich immer op Poste met, die hä em Efeu an ener Mor verstocho. Dat woßten die Bayendahler Poochte un drunken im off genog singe Vörrot us. »Wann ich üch krige, schlön ich üch kapott!« Ävver dä Fetze nöhlaufe kunnt hä nit, un wann ene Kölsche jet vum Kapottschnon säht, su weiß mer, wie dat gemeint eß.

Eines Naaks wor ene Son us der fröhre Weetschaff Baur em Düstere am Rhing gägen ene Dude gelaufe, dä do an enem Schutzgitter

vun enem Baum hung. Der Streukoche stund op Posten an singer Eck Alteburger-Tacitusstroß. Wie hä dä gruselige Verzäll hoot, fing hä greislich an zo floche. Jetz moot hä nämlich »die Kar«, e klei Wägelche, us dem Spritzenhuus holle, die Leich avschnigge un dropläge un domet noh'm Augustaspidol dötze. Un uußerdäm noch ene Bereech schrieve! Am anderen Dag kom hä wödige noh Bours. »Sag, Karl, wann do noch ens su en versoffe Krat fings, die sich opgehange hät, dann ließ do die gefälligs hange, ohne meer jet dovun zo sage!« Et wor dann en ganze Reih vun »dressig Droppe«, wie hä en Halv nannt, nüdige, bes der Streukoche sing Sielerauh widdergefunge hatt.

Bes en der eeschte Weltkreg erenn läävten et sich em ahle Bayendahl wie en ener große Famillich. Jeder kannt der andere un de



Ein Bild aus dem Familienalbum; der »Schutzmann Streukoche« Johann Jakob Hehn nach der Pensionierung mit Frau Christine

mihste sahten sich Do. Der Streukoche gehoot op et engste met do-
bei.

He die Stöckelcher sin verbürg. Et gitt en ganze Reih, die verzallt
wäde un passeet sin künnte. Wer well et wesse? Et Vringsveedel,
ganz Bayendahl un alles dröm eröm hät singe Streukoche gän ge-
hatt, un die ganz Ahle, die in noch gekannt han, sage: Et wor ene
dudgode Kääl!
Margarete Hoevel-Broicher

Dä Streukoche

Wa'mer vum Streukoche sprich, meint mer för gewöhnlich natör-
lich dä große platte Koche, dem sing bövveschte Schich us finge,
söbe Grümmele besteit. Die wäden us Zucker un Kaniel un Bot-
ter gemaht, un wenn dä Koche fädig eß, süht dat us, als hätt mer
die Grümmele op die ungeschte Schich gestraut. Vun dem Streu-
koche well ich ävver he nit spreche; ich well jet vun nem Mann
verzälle, dä Streukoche heesch, oder doch vun de Lück su ge-
nannt wood. Richtig heesch'e Johannes Jakobus Hehn un wood
vör jet mih wie hundert Johr em Vringsveedel gebore. He wor'e
och später Naakswächter. Die in gekannt han, sage, hä wör zem-
lich klein, doför ävver got deck gewäs, un unger d'r Nas hätt'e ne
stramme Pieloprächschnäuzer un am Kenn e Geißebätche ge-
hatt. Bevör hä Naakswächter wood, wor hä Schohmächer, un wie
die Stadt ens ze winnig Pulizei hatt, woodt'e sugar Schutzmann.
Su jet gov et domols.

Jitz wäd ehr secher froge, wie dä »Streukoche« an singe Spetz-
name kumme eß. Dat wor esu:

Fröher mooten die Bäcker och naaks backe. Unse Hehn, dä do-
mols jo noch eifache Naakswächter wor, dät em ganze Vrings-

veedel koot noh Meddernaach die Bäckerschjunge wecke, weil
die vör dem eigentliche Backe en d'r Backstuvv jo alles parat
maache moote. Eines Naaks hatt'e och ne Lihjung us ner Bäk-
kerei Em Ferkulum geweck, un wie hä später widder do vörbei-
kom, wollt'e ens lore, wie alles stünd. Hä schloß de Husdör op
un schlech sich höösch en die Backstuvv. Dä Bäckermeister, dä
grad Brütcher enscheeße dät, hät sich ärg verschreck, wie do op
eimol einer hinger im stund. Wödig frogten hä: »Wie beß do
dann he erenngelumme?« »Meinste üvver de Läuvetrapp?«
frogten dä »Streukoche«, »natörlich durch dä Husflor.« Dat wor
ävver die Plaatz, an die dä Bäcker ne freschgebackene Streuko-



che zum Usdämpe gestallt hatt. Dä Hehn wor drüvver gange, ohne jet ze merke. Et eß nit vun d'r Hand ze wiese, dat hä vörher, wie gewöhnlich, en gehörige Pozion Klore met Koon hinger de Halsbind geschott hatt. Dä Meister wollt eesch schänge, ävver hä kunnt och ne Spaß verdrage, un weil dä Koche doch eimol et Fazzung verlore hatt, kunnt dä Hehn in met noh Hus nemme. Dat Kreppche dat sich anderen Dags flöck en d'r ganze Gägend erömspreche, un domet hatt dä Hehn singe Spetzname fott. Hä heesch vun jitz an bei klein un groß nur noch »dä Streukoche«.

Zwei Deil kunnt »dä Streukoche« allzick got ligge: en Fläsch Schnaps un en wärm Backstuvv. Et weed verzallt, dat die im mieh wie eimol better oggestosse sin. Su hatten in eimol e paar Studente us Bayendal widder ens voll gemaht un woren dann met im en en Backstuvv getrocke, die hä »revideere« moot. Weil hä sich kaum noch op de Bein hale kunnt, laht hä sich en der Backstuvv gäge ne Mählsack, ens vun vörre un ens vun hinge, wie et grad nüdig wor. Do ka'mer sich vörstelle, wie dem »Streukoche« singe bloe Uniform noh kooter Zick ussoch. Jitz wor et domols Vörschrevv, dat die Schutzlück, die naaks Deens maache

moot, öm zwei Ohr em Riveer antredde date. Wenn dä »Streukoche« och voll wie en Ühl wor, blevv Vörschrevv bei im Vörschrevv, un su trok hä en Begleitung vun dä Studente, die im och noch et Geseech met Mähl wieß gemaht hatte, noh'm Riveer. Hä soch wahaftig nit wie ne Schutzmann us, mer hätt in för ne Schneimann hale künne. Dä Kumessär, dä jo singe »Streukoche« kann, leet im zoesch ne Emmer kalt Wasser üvver dä Kopp schödde, un dann hät'e »kölsch« met im gesproche. Die Studente ävver, die Hanake, han sich vör Laache dä Buch faßhale müsse. Su genöglig ging dat vör hundert Jahr bei uns zo.

Mer künnt üvver dä Streukoche e ganz Boch schrieve. Beispills-wies wör ze sage, dat hä och em Deens kaum ens ne Zabel en d'r Scheid hatt. Dä wor im ze lästig, un bruche dat'e in jo doch nie. Ävver die leddige Scheid, die hatt'e stolz an d'r Sick bammele. Wie gesaht, mer künnt noch vill verzälle. Dat eine steit faß: Dä »Streukoche« wor en Original, un die Zick, en der hä geläv hät, nennt mer secher nit ganz ohne Grund: »Die god ahl Zick!«

Suibert Heimbach

»Wat kölsche Leedcher vun Kölle verzälle«

Texte und Geschichten aus den Sammlungen von Reinold Louis

Der Titel »Kölnischer Liederschatz«, den das 1986 erschienene Buch von Reinold Louis auf dem Schutzumschlag, auf dem Buchrücken und groß auf dem Titelblatt trägt, erinnert, wohl bewußt, an die berühmte Volkslieder-Sammlung von Erk/Böhme mit dem Titel »Deutscher Liederhort«. Nun kann es zwar keinen vernünftigen Zweifel daran geben, daß die Lieder aus rund einhundertsechzig Kölner Karnevals-Jahren einen kostbaren Besitz darstellen, aber ich hätte mir trotzdem einen »aktiveren« Titel gewünscht. Er würde zu diesem Buch passen, das ja alles andere ist als ein Schatzbehälter, in dem Schmuckstücke dekorativ aufbewahrt werden. Dieses Buch sprudelt vielmehr von Geschichten, weil die Lieder, von denen in ihm die Rede ist, solche Geschichten erzählen, Geschichten aus der Geschichte, über Köln und die Kölner.

Das kündigen die drei großen Abschnitte dieses Buches schon durch ihre Überschriften an: »Lieder schreiben Geschichte(n)«, »Lieder spiegeln Geschichte(n)«, »Lieder werden Geschichte(n)«. Jeder dieser Abschnitte ist in viele kleine Erzählkapitel unterteilt, von denen übrigens manche in den Jahren 1984 und 1985 ihre Premiere in Vorträgen vor dem Heimatverein Alt-Köln gefeiert haben.

Es gibt drei Pluspunkte dieses Buches, von denen ich nicht weiß, welcher von ihnen vor den anderen den Vorzug verdient; tatsächlich machen sie wohl erst im Zusammenwirken seine Qualität aus: erstens, daß der Verfasser die Liedtexte sichtlich aus dem Vollen schöpfen kann, nicht nur aufgrund der Reichhaltigkeit seiner Sammlungen, sondern vor allem wegen der Souveränität, mit der er über sie verfügt; zweitens, daß die Darbietung der Texte durch eine ebenso vielfältige, charakteristische und interessante Illustration (insgesamt fast hundert teilweise farbige Abbildungen!) ergänzt und veranschaulicht wird; drittens aber, daß (auch wenn mancher sich auf den ersten Blick wundern mag, daß ich das so hoch bewerte!) dem Buch nicht nur ein ausführliches Personenregister beigegeben ist (die Angabe der Seite 263 gehört nicht zu »Becker, Hans«, das ganz zu streichen ist, sondern zu »Becker, Jupp«, und hinter »Brehm, Walter« gilt die erste Seitenzahl einem fehlenden »Brehm, Alfred«!), sondern vor allem, mit der bescheidenen Überschrift »Liedernachweis«, eine knapp sieben Seiten umfassende Zusammenstellung der 184 Lieder, die in diesem Buch zitiert werden, mit kurzen, aber systematischen Angaben über den Textautor, den Komponisten (oder die »Grundmelodie«), den Verlag oder das »Sessionsheft«, in

dem der Text erstmals veröffentlicht wurde; diese Zugaben erschließen das reiche Material auch für andere Auswertungen, und deren Wünschbarkeit kann eigentlich niemand bestreiten, der nach der Lektüre dieses Buches begriffen hat, ein wie (vorerst) unerschöpfliches Reservoir die kölschen Lieder für die Kenntnis eines unverächtlichen Ausschnitts der Kölner Mentalitätsgeschichte bilden.

Reinold Louis' Darstellung hat ihre Höhepunkte und ihre besonderen Verdienste. Einer der Höhepunkte ist sicher die Sammlung und Kommentierung der Liedtexte, die die Entwicklung des Kölner »öffentlichen Nahverkehrs« vom Fiaker zur »Elektrischen« begleiten. Eines der Verdienste ist die Klärung dessen, was es mit Willi Ostermanns vielzitierte goldener Fastenrath-Medaille auf sich hat, ein anderes Verdienst die dichte Nachzeichnung der ersten Karnevalsjahre nach 1945 und ihrer Lieder. Eine hübsche Entdeckung ist die »Warnung« auf einem frühen Liederblatt von Willi Ostermann: »Der unerlaubte Vortrag die-

ses Liedes zwecks Aufnahme in Sprechmaschinen jeder Art ist nur mit schriftlicher Erlaubnis des Verfassers gestattet« (S. 31).

Es wäre verwunderlich, wenn es bei einer Darstellung, die so viele Gesichtspunkte anspricht und sich dabei kaum auf Vorarbeiten stützen kann, nicht gelegentlich Anlaß zum Widerspruch gäbe. In gewisser Weise ist ein solcher Widerspruch ja auch ein Beweis für die Intensität der Lektüre.

Joseph Roesbergs »Schnüsse Tring« ist, meine ich, als »vorlaute und aufsässige Dienstmagd« (S. 9) nicht richtig gekennzeichnet; ihr wichtigstes Kennzeichen sind vielmehr die Ansprüche, die sie stellt, der Katalog ihrer Sonderwünsche und Extrawürste, der so umfangreich ist, daß die potentielle stadtkölnische Herrin (das ehemalige »Schmitze Netteche«!), der es ob dieses massiven Selbstbewußtseins der ehemals so braven Mädchen vom Lande grün und blau vor Augen wird, schließlich die utopische, aber auch nicht ernstgemeinte Zusage macht, die Dienstmagd ihrerseits von einer »Waatsbegings« hegen und pflegen zu lassen.

Nicht haltbar ist wohl auch die Meinung, in Roesbergs Lied über die »Männerbröder Kirch«, in deren zweiter Strophe es übrigens »Un rupschtig gingk sie Leid en Freud« (nicht »Leid un Freud«, S. 16) heißen muß, sei von dem heiligen Antonius in der Minoritenkirche die Rede als dem Patron aller Mädchen, »die darum beten, ihr Verhältnis zum »Schatz« (...) möge ohne Folgen bleiben« (S. 18). Vielmehr geht es um Fürbitte bei unglücklicher Liebe; nur deswegen kann sich Leid in Freude verwandeln und es für das Mädchen wie ein Traum sein, wenn auf einmal der ersehnte »Schatz« leibhaftig draußen hinter einem Baum hervortritt. Die Pointe des Liedes insgesamt ist dann, daß Johann Heinrich Richartz, der (als Junggeselle) noch nie in diesem Sinne ein Mädchenherz beglückt hat, sich als der ersehnte Mann für die renovierungsbedürftige Minoritenkirche erweist.

Daß die von Hofrat Johannes Fastenrath gegründeten »Kölner Blumenspiele« zum »Flop« gerieten (S. 21), scheint mir nicht so sicher. Mindestens müßte man erwähnen, daß einige Jahre lang ein großformatiges Jahrbuch dieser Blumenspiele erschien. Auf andere Weise bezeugt die Wertschätzung und Wirkung Wilhelm Schneider-Clauß, der, wie Reinold Louis mitteilt, schon 1900 ein Lied »Kölsche Blomespill« verfaßt hatte (S. 22 und S. 291), in dessen dritter Strophe es übrigens statt »An Astern« (S. 22) richtig »Un Astern« heißen muß; er schreibt in dem am Ostermontag 1903 datierten Vorwort zu seinem ersten Gedichtband »Kölsch Gemööt«: »Dieses Büchlein verdankt sein Dasein dem Anstosse, den die Kölner Blumenspiele meiner poetisch-belletristischen Neigung gaben. Wohl wusste ich, dass meine mundartlichen Erzählungen den lieben Kölnern und vielen Nachbarn am Rhein und auf roter Erde gefielen, aber dass meine bescheidene



Muse einen Dichter aus mir machen wollte, das erfuhr ich erst am 4. Mai 1902, als mein »Plutemann« in des Gürzenichs festfeierliche Hallen Einzug hielt in Gesellschaft fürnehmer hochdeutscher Kollegen. Und heuer soll mir dieselbe Freude zuteil werden – zwiefach sogar!«

Emil Palm schrieb für Willi Ostermann nach »Wer hätt dat vun der Tant gedaach« nicht nur die Melodie zu »Et Stina muß ne Mann han« 1910 und den »Villa-Billa-Walzer« 1913, wie man aus einer Formulierung S. 25 folgern könnte, sondern vertonte zum Beispiel auch »Dä Hals vun der Frau Schmalz«, »Dat ess dat richtige äch kölsche Platt«, »De Frau Bellmann muß mer Rollshohn laufe sinn«, »Hurra! de Minna hat 'nen Mann gekriegt« und »Wat litt dann an zehndausend Dhaler«.

Im Kapitel über das Lied vom treuen Husaren, in dessen zweiter Strophe es statt »Er wurde krank« (S. 41) richtig »Es wurde krank« heißen muß, hätte auch die Rede davon sein können, daß im Jahre 1950 eine lateinische »Urform« des Textes »auf-tauchte«, mit der der römische Ursprung des kölschen Fastelovends allgemein und dieses Liedes insbesondere »bewiesen« wurde. Der Text lautete, wenn ich mich recht erinnere:

Fidelis eques annum iam
Amaverat puellulam,
Per annum et diutius
Amabat sine finibus...

Angesichts der Arbeitsleistung, die sich in diesem Buch niedergeschlagen hat, wäre es unfair, wenn ich hier kleine Schönheitsfehler aufzählen würde, die mir aufgefallen sind. Begrüßen würde ich es, wenn es möglich wäre, vor einer Neuauflage noch einmal die Liedtexte zu überprüfen, damit sie das größtmögliche Maß an Zuverlässigkeit erreichen: beispielsweise muß es am Anfang der vierten Strophe von Roesbergs »Karessellchesleed« sicher »Doh« statt »Doch« (S. 18) heißen, und S. 192 dürfte in dem Vers »Ich mein, ich söß em Kappesfeld, wat fresch geadelt weed« wohl »geaddelt« richtig sein. In den Texten dieses Buches sind auch sprachgeschichtliche Entdeckungen zu machen: S. 113 findet sich in einem Text von 1904 ein Beleg für das bei Wrede fehlende Wort »Ankör«, dem ich, auch in der Verkleinerung »Angkörche«, schon länger auf der Spur bin; S. 118 kommt in einem Text von 1902 »faste Bröck« vor, das ebenso wie »Kettebröck« bei Wrede fehlt und unter anderem aus den Parodien auf »Weißt du, Mutter, was i träumt hab« bekannt ist; mehrfach (S. 127, S. 129, S. 131) ist »Karessell« als Femininum belegt, das Hönig nur als Neutrum, Wrede (irrtümlich?) nur als Maskulinum nennt, das mir aber schon bei Jupp Blank und Franz Peter Kürten als Femininum aufgefallen ist; S. 139 steht in einem Text von 1900 die hübsche Wortspiel-Form »Zabelinder« für »Zylinder«, und S. 162 wird Carl Wirts mit einem Beleg für das eben-

Birresborner



Phönix Sprudel

Eines der besten Mineralwässer aus
der Vulkaneifel

Adonis Quelle

Das staatlich anerkannte Heilwasser
allerersten Ranges

Limonaden und 10 Frucht-Diät- Nektar

für Ihre gesunde
Erfrischung

BIRRESBORNER PHÖNIX SPRUDEL
GmbH & Co KG
VERWALTUNG und VERKAUF:
MELATENGÜRTEL 61 – 63, 5000 KÖLN 30
(EHRENFELD) TELEFON 02 21/54 57 51

falls bei Wrede fehlende »Tabel-doh« zitiert, das ich in der Verkleinerungsform »Tabeldötche« von Wilhelm Schneider-Clauß kenne.

Jedenfalls ist dieses Buch von Reinold Louis eine grandiose Vorarbeit zu dem, was noch fehlt: einer Geschichte des Kölner Karnevalsliedes. Dazu müßte die Zeit bis etwa 1880 genauer erfaßt werden, auch die zwanziger und dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts (etwa mit den Couplets von Karl Berbuer), auch manches aus der Zeit nach 1955: Ludwig Sebus kommt hier nur mit zwei, Marie-Luise Nikuta nur mit einem Lied vor, Toni Steingass fehlt fast ganz, auch der späte Berbuer und ein Krätzchensänger wie Günther Dahmen. Einzubeziehen wäre dann, was sich schon bei Paul Mies an Materialien und Ergebnissen findet, ferner das,

was bereits über die Bedeutung der Parodie für das Karnevalslied bekannt ist. Der eine oder andere kleine Beitrag dazu ist auch hier in »Alt-Köln« erschienen. Es bleibt immer noch genug zu tun. Was in Zukunft zu diesem Thema gesagt wird, muß freilich zuerst einmal an diesem »Kölnischen Liederschatz« Maß nehmen. Es handelt sich um eines der Bücher, die zwar nicht preiswert, aber ihren Preis wert sind!

Heribert A. Hilgers

Im Buchhandel erhältlich: Reinold Louis, Kölnischer Liederschatz. Wat kölsche Leedcher von Kölle verzälle. Greven Verlag Köln, 298 Seiten mit 32 farbigen und 65 schwarzweißen Abbildungen, 49,80 DM.

Ein ubischer Aufsteiger im römischen Colonia

Caesars Massaker an den Eburonen liegt hundertfünfzig (S. 8), der Bataveraufstand am Niederrhein zweiunddreißig Jahre zurück (S. 14), als das Erzählgeschehen des Romans »Haldavo steigt auf« beginnt. Man schriebe also, wenn man so schriebe, das Jahr 102 nach Christi Geburt, als der Ubier Friannius, aus dem Kriegsdienst im römischen Heer in Gnaden entlassen, seinen vierzehnjährigen Neffen Haldavo von einem bäuerlichen Anwesen oberhalb des Swistbachtals in die nach der Kaiserin Agrippina genannte Kolonie am Rhein bringt. Dort lernt er die Errungenschaften römischer Zivilisation und die Skrupellosigkeiten städtischen Lebens kennen, bis er schließlich mitzumachen und mitzumischen weiß.

Klaus Dieter Stöver, nach den Verlagsinformationen 1937 in Wissen an der Sieg geboren, ist der Autor, der das im ganzen routiniert erzählt. Zuweilen gönnt er sich freilich ein homerisches Nickerchen. So läßt Friannius sich gleich zweimal (S. 20 und S. 25) sagen, daß sein älterer Neffe Atto schon zweiundzwanzig Jahre alt ist, und staunt auch beim zweiten Male noch. Der Satz »den Knechten und auch Arvania fiel schon nach einigen Wochen auf, daß Arvania im Umgang mit dem Jungen einen anderen Ton in der Stimme hatte als gewöhnlich« (S. 49) kann irgendwie nicht stimmen, und zwischen »Was hast du mitgebracht?« und »nein, nein« (S. 61) ist vielleicht ein Stück Text ausgefallen. Das Terenz-Zitat S. 65 lautet richtig »homo sum – humani nil a me alienum puto« (so steht es korrekt S. 252), und S. 169 muß es statt »consulatem peto« vielmehr »consulatum peto« heißen. In den Aufgaben der Rhetorenschule S. 70 ist das »oder« in der achten Zeile von unten zu streichen. Wenn der erste Vers der »Aeneis« des Vergil »aus zwei Daktylen und aus zwei Spondeen« (S. 71) bestünde, dann wäre er kein Hexameter,



und die Konjunktion, die er enthält, heißt »que«, nicht »quae« (ebd.). Der Acheloos grenzt Ätolien nicht von Akarnien (S. 72), sondern von Akarnanien ab. Statt »Rüstung« (S. 73) soll es wohl »Rüstzeug« und statt »sympathisches Einvernehmen« (S. 75) wohl »sympathisches Einvernehmen« heißen. »Ambitionen, die nach Höherem strebten« (S. 153) ist ebenso tautologisch wie »suchte... ausdrücken zu wollen« (S. 178) und »um die man sich gerne reißt« (S. 206). Ein bißchen irritiert hat mich, daß Macarius Macco in buntem Wechsel einmal Macco, einmal Macarius genannt wird (S. 156, S. 157 u.ö.). Die »drei Letztgenannten« (S. 249) können eigentlich nur zwei sein, Aurelius Melior und eben dieser Macarius Macco. – Dagegen hält sich die Zahl der Druckfehler in erfreulichen Grenzen.

Die möglicherweise befremdlich wirkenden ubischen Namen sind echt, wie man in dem gewichtigen Werk »Die Namen der Ubier« von Joh. Leo Weisgerber (1968) nachlesen kann (dort ist »Haldavo« übrigens in der Form »Haldavvo« belegt). Auf den Seiten 251–253 findet man rund fünfzig Anmerkungen mit Erläuterungen sprachlicher und sachlicher Art, auf die im Text durch Sternchen verwiesen wird (S. 249 passen dieses Anmerkungs-symbol und der Anmerkungs-text nicht zueinander). Nützlich ist auch die Zeittafel am Schluß des Buches.

So kann man also durchaus zufrieden sein. Wenn ich mit einem Wort verdeutlichen sollte, warum ich nicht begeistert bin, dann würde ich sagen: weil die Figuren der Romanhandlung allenfalls im Flachrelief dargestellt sind. Es geschieht eine Menge, aber die Menschen, von denen erzählt wird, prägen sich nicht ein. Nur einen Satz habe ich mir über Haldavo gemerkt: »Er stellte sich Rom seltsamerweise immer im Westen vor« (S. 44). Das leuchtet mir ein, da sehe ich einen Zipfel Individualität, und es hätte dem Autor gut angestanden, diesen nicht durch den Kommentar »seltsamerweise« schon wieder abzuschwächen. Ansonsten – Routine eben. Aber das ist ja vielleicht nicht wenig. HAH

Im Buchhandel erhältlich: Hans Dieter Stöver, Haldavo steigt auf. Ein Ubier im römischen Köln. Historischer Roman. J. P. Bachem Verlag Köln, 256 Seiten, 34,00 DM.

»Köln im Mittelalter«

Römisches findet man in Köln, wenn man es sucht, Mittelalterliches dagegen, jedenfalls in der Innenstadt, allenthalben. Da liegt es nahe, sich für die Menschen und ihr Leben zu interessieren, denen wir diese »Denkmäler« verdanken. Elisabeth Mick, Lehrerin von Beruf, kennt durch ihre Tätigkeit an der Kölner »Museumsschule« (einer Einrichtung, die vom »Museumsdienst

Köln«, früher »Außenreferat der Kölner Museen«, und dem Schulamt für die Stadt Köln getragen wird) viele der Fragen, die Kinder und Eltern bei solchen Gelegenheiten stellen. So ist ein Buch entstanden, das sie »für jung und alt, für alle Leser, die an der Kölner Stadtgeschichte interessiert sind« (S. 9), bestimmt hat.

Ein Vorzug des Buches ist, daß es die Barrieren vermeidet, die oft genug durch fachspezifische Terminologie errichtet werden, und, wenn doch besondere Begriffe verwendet werden müssen, geduldig deren Voraussetzungen und Bedeutungen erläutert, ein anderer, daß es den Stoff in viele kleinere Kapitel gliedert, die jeweils weitgehend für sich verständlich sind. So kann man bei wiederholter Lektüre eigentlich an beliebigen Stellen beginnen. Dafür nimmt die Verfasserin auch Wiederholungen in Kauf. Nur ausnahmsweise wird dann innerhalb von nur sieben Zeilen zweimal mitgeteilt, daß das Areal des römischen Köln »fast vier-eckig« war (S. 11). Dagegen sind die beiden Mitteilungen, daß die damalige Rheininsel »1000 Meter lang und 180 Meter breit« war, durch die vielen Seiten zwischen S. 18 und S. 167 voneinander getrennt.

Ein Buch dieser Art muß vereinfachen. Man kann kaum darüber rechten, wo diese Vereinfachung zu weit geht. Weil von den mittelalterlichen Stiften und Klöstern Kölns fast immer nur die Kirchengebäude erhalten geblieben sind, ist wohl der Hinweis darauf besonders wichtig, daß dies eine Folge neuzeitlicher Ereignisse ist. In diesem Sinne führt ein Satz wie »Außerhalb der Stadt baute Bruno die Kirche St. Pantaleon« (S. 18) in die Irre; immerhin erfährt man später (S. 156–157), daß St. Pantaleon ein bedeutendes Benediktinerkloster war. – Auch die Bemerkung, daß auf dem Elendsfriedhof »auch die Menschen, die anders dachten als die katholische Kirche es vorschrieb«, begraben wurden, verkennt und verschiebt die Zusammenhänge; als die Friedhöfe noch richtige »Kirchhöfe« waren, man die Toten also im Umkreis derjenigen Kirche bestattete, zu deren Pfarre sie gehörten, da waren alle »arm dran«, die, aus welchen Gründen auch immer, außerhalb einer solchen Pfarrgemeinschaft standen; ihrer nahm sich dann die an der Kirche St. Gregor im Elend bestehende Bruderschaft an. – Die Meinung, die Zahl elftausend für das Gefolge der hl. Ursula sei dadurch entstanden, daß das M für »Martyr« als M für »Mille« (tausend) mißverstanden wurde, ist aus der Darstellung Seite 175 nur dann zu entnehmen, wenn man sie schon kennt. – Ebenso wird man das Verhältnis der Zünfte zu den Gaffeln nicht verstehen können, wenn man nur das weiß, was S. 188 und S. 203 darüber gesagt ist.

Es gibt auch ein paar Ungenauigkeiten, die erste schon bei der Auflösung des römischen CCAA (S. 12), die ja richtig »Colonia Claudia Ara Agrippinensium« lautet; ich habe in der Schule

noch gelernt, es heiße »Colonia Claudia Augusta Agrippinensis«. Der Gegner Kaiser Heinrichs IV. im Investiturstreit und bei Canossa war nicht Papst Gregor II. (S. 24), sondern Papst Gregor VII., und Theophanu war die Gemahlin nicht Kaiser Ottos III. (S. 166), sondern Ottos II. Daß man unter Reliquien nicht nur die »Knochen« (S. 30) eines Heiligen versteht, erfährt der Leser erst S. 161; daß man im Mittelalter einen genauen Unterschied zu machen pflegte zwischen Anbetung (adoratio) und Verehrung (veneratio) und daß Heilige gerade nicht »angebetet« (zweimal S. 30) wurden, bleibt dagegen auch später unerwähnt. Daß auch Erzbischof Philipp von Heinsberg »sich nicht viel um die Politik kümmerte« (S. 33), ist wohl ebenso ein Versprecher wie, daß das Wasser im Mittelrhein weniger tief sei als im Niederrhein (S. 195): Philipp kümmerte sich gerade mehr um »Politik« als um die Seelsorge, und selbstverständlich hatten die »Oberländer« den größeren Tiefgang. Die Entstehungszeit von Lochners Bild der Stadtpatrone, die S. 184 falsch mit 1140 angegeben ist, hat man schon vorher in der Bildunterschrift S. 183 richtig als 1440 erfahren. Den Unterschied, den die deutsche Sprache eigentlich zwischen »aufgehoben« und »aufgehängt« macht (S. 48, S. 148, S. 153), kann man im Duden nachschlagen. Vielleicht sollte man wissen, daß das Wort Pfaffe im Mittelalter keineswegs »etwas verächtlich« (S. 48) war. »Weihertor« (S. 96) ist eine ungewöhnliche Schreibweise für das alte Weyertor, an das ja die Weyerstrae (nicht »Weiherstrae«!) noch erinnert.

Lesern, die man aus gutem Grund mit dem Sonderwortschatz zum Beispiel der Architekturbeschreibung verschont, müßte man andererseits wohl auch Wörter wie »Schluffer«, »Lampreten«, »Galantin« und auch »Kaneelsteckeln« (S. 122) erläutern; vielleicht ist auch nicht jedem auf Anhieb klar, daß mit der Schule von St. Marien (S. 133) die von St. Maria im Kapitol gemeint sein muß.

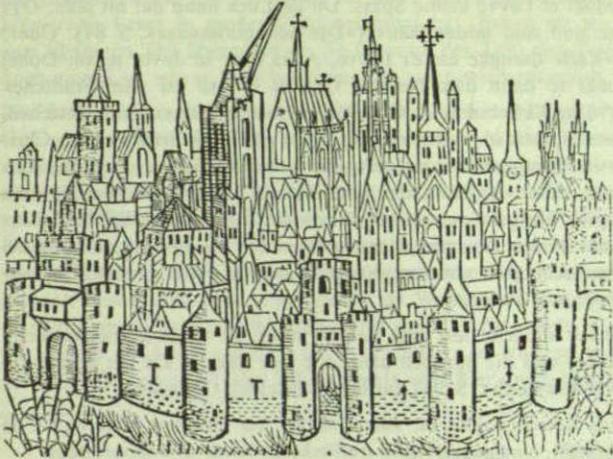
Die 128 Abbildungen tragen viel zur Anschaulichkeit der Darstellung bei; in der Legende zu Abbildung 34 (S. 63) sollte auf die Zusammenstellung der Gaffeln S. 204 verwiesen werden; in der Legende zu Abbildung 47 (S. 76) muß es statt LATITIA richtig LAETITIA heißen: das AE, wobei das E dem A »adskribiert« ist, kann man auf der zweiten Münze von rechts gut lesen.

Nicht recht einleuchten will mir die Nacherzählung der Ursula-Legende (S. 175–180). Wo liest man denn im Mittelalter, daß Ursula und ihre »zehn besten Freundinnen« jeweils tausend »interessante Frauen und Dienerinnen« (S. 176) mitgenommen hätten? Wie paßt zueinander, daß einerseits ein Engel der Ursula im Traum verkündet, sie und ihr Gefolge würden auf der Heimreise von Rom nach Britannien in Köln den Tod erleiden (S. 178), und daß andererseits niemand ahnte, »daß sie der Kata-

strophe entgegenführen« (S. 179)? Daß die mittelalterlichen Legenden die Bereitschaft der Heiligen voraussetzten, ihren Glauben auch durch den Tod zu bezeugen (das griechische Wort »martyr« heißt ja nichts anderes als Zeuge!), zumal die »ewige Seligkeit« dem irdischen »Jammertal« unvergleichlich überlegen war, erklärt die Tatsache, daß sogar der Papst sich der Gesellschaft Ursulas anschloß, viel besser als das, was man bei Elisa-

Fortsetzung von Seite 6

am 24. März	Käthe Schomaker, Köln-Bickendorf	70
am 24. März	Jean Sion, Köln	80
am 25. März	Margret Latz, Köln-Srth	70
am 27. März	Anneliese Bacher, Köln-Longerich	70
am 27. März	Maria Engelen, Köln-Widdersdorf	75
am 28. März	Heinz Bernards, Köln-Nippes	70
am 29. März	Günter Ochtendung, Köln-Deutz	50
am 29. März	Christine Wachendorf, Köln-Raderberg	65
am 30. März	Paula Hiertz, Köln-Brck	60
am 30. März	Karl-Heinz Klein, Köln-Riehl	50
am 30. März	Spiritual Manfred Lrken, Köln	65
am 30. März	Prof. Dr. Bernhard Sowinski, K.-Chorweiler	60
am 31. März	Charlotte Wilczek, Frechen-Bachem	50
am 2. April	Elisabeth Rtzenhoff, Köln-Longerich	60
am 3. April	Adam Abels, Köln-Widdersdorf	60
am 3. April	Agnes Fritsche, Köln-Zollstock	85
am 3. April	Anneliese Oppers, Köln-Ehrenfeld	60
am 5. April	Annemarie Behrens, Köln-Nippes	70
am 5. April	Anneliese Elisabeth Kiesgen, Mechernich	65
am 5. April	Hildegard Scherer, Köln-Dellbrück	75
am 6. April	Franz Koch, Köln-Klettenberg	60
am 6. April	Dorothea Sendker, Köln-Ehrenfeld	70
am 8. April	Hilde Kegel, Köln-Mülheim	70
am 9. April	Dr. Erich Alvermann, Köln-Klettenberg	75
am 9. April	Josef Link, Köln-Braunsfeld	65
am 9. April	Anita Riotte, Köln	75
am 10. April	Reinhard Nagelschmidt, Köln-Nippes	70
am 12. April	Dr. Wolfram Lange, Berg. Gladbach-Refrath	65
am 15. April	Ludwig Schmitz, Köln-Mauenheim	70
am 17. April	Walburga Dingarten, Köln-Ehrenfeld	65
am 20. April	Josef Casel, Köln	80
am 21. April	Wilhelm van den Berg, Köln	85
am 21. April	Erika Cossmann, Köln-Urbach	65
am 21. April	Marianne Werheit, Köln-Brck	70
am 24. April	Willi Reisdorf, Köln-Weidenpesch	60
am 28. April	Kurt Hrle, Köln-Longerich	65
		Jahre



beth Mick als Begründung liest: »durch die spannenden Erzählungen der Frauen hatte er auch Reisefieber bekommen, und außerdem wollte er sich nicht so gerne von den vielen hübschen jungen Frauen trennen« (S.178). Man muß diesen Legenden schon ihre eigene Logik lassen, wenn man sie nicht als Legenden zerstören will.

Diese Bemerkung leitet mich zu einem anderen Punkt, der mir bei der Lektüre dieses Buches aufgefallen ist: Was es nicht vermittelt, ist das Denken des Mittelalters, dessen besondere Art und dessen besondere Schwerpunkte. Auch dazu hat Köln einiges beigetragen. Das wird hier nicht einmal angedeutet.

Fragen mag man auch, wo in diesem Buch die zeitlichen Grenzen des Mittelalters gezogen sind. Der Anfang ist stillschweigend klar: er fällt zusammen mit dem Ende der Römerherrschaft hier am Rhein. Was aber den Schlußstrich angeht, so weiß man nicht recht, wo die Verfasserin ihn ziehen will. Vielleicht lag ja tatsächlich beim Einmarsch der Franzosen 1796 ein tieferer Einschnitt als irgendwo um 1500. Jedenfalls benutzt Elisabeth Mick das Hausbuch des Hermann von Weinsberg, der ja erst 1597 gestorben ist, in der Auswahlübersetzung von Johann Jakob Häb- lin ganz unbedenklich als Quelle für das Mittelalter. Im Literaturverzeichnis (S. 211–212), das hinter Empfehlungen für Spaziergänge durch das mittelalterliche Köln den Schluß des Buches bildet, findet man es neben knapp drei Dutzend anderen Werken.

HAH

Im Buchhandel erhältlich: Elisabeth Mick, Köln im Mittelalter. Greven Verlag Köln, 212 Seiten mit 128 Abbildungen, 36,00 DM.

»Jede Jeck es anders«

Unter diesem zweifellos hübschen Titel präsentiert der Bachem Verlag neuerdings hundertdreißig »Schäng- un Spetzname vum Rhing«, von »Duckmüser« und »Schnoivnaas« bis »Fussich Juluche« und »Oobekopp«, also weder alphabetisch noch sonstwie geordnet, zu deren jedem Hans Sürtenich aus Zons einen Vierzeiler in seiner nordripuarischen Mundart beisteuert, der den betreffenden Menschentyp zu charakterisieren versucht; jeweils einen von dreien illustriert der Kölner Zeichner Heinz-D. Wilden auf seine Weise. Von Zeichnungen, das gebe ich zu, verstehe ich nicht viel (immerhin fällt mir auf, daß S. 45 kein »Kääter«, sondern ein Würfelspieler dargestellt ist, wobei es im handschriftlichen Text übrigens »bedreje« statt »bedröje« heißen sollte; unter »Fotteklätscher« scheint Wilden S. 35 etwas anderes zu verstehen als Sürtenich S. 34). Aber zu den Versen kann ich etwas sagen. Dabei gehe ich, wie bei allen meinen Buchbesprechungen, davon aus, daß derjenige, der eine Fertigkeit in der Öffentlichkeit vorführt, den Anspruch erhebt, sie besonders gut zu beherrschen, gleichgültig ob er nun Maler oder Musiker, Jongleur, Zauberkünstler oder eben Autor ist.

Sürtenich reimt S. 20 »zewääsch« auf »Wääch«, S. 32 »eruus«



»Dä falsche Hongk«

auf »eruus«, S. 34 »aan« auf »aan« und »draan« und wieder »aan«, S. 40 »jesesse« auf »versesse«, S. 52 »Jefalle« auf »eravvjefalle«, S. 56 »beduure« auf »duure«, S. 60 »sööke« auf »besööke«, S. 62 »jesesse« auf »verjesse«, S. 86 »nie« auf »nie« und S. 90 »doo« auf »doo«, oder, um Beispiele anderer Art zu nennen, S. 38 »nixnötzisch« auf »nötzlich« und S. 70 »bewääje« auf »jraadlääje«. Aufgrund der Reime kann man also diesem Autor kaum bescheinigen, daß er seine Sprache beherrscht, also daß er das kann, was er tut.

Seine Schreibweise ist eigenwillig, aber gerade in diesen Eigenwilligkeiten nicht immer überzeugend. Warum steht zum Beispiel S. 14 »no« und »do«, aber S. 36 und S. 52 (und S. 90) »doo« und »noo«, oder S. 24 »ührich«, aber S. 38 »üürisch«, oder S. 28 »fräsch (wie Dreck)«, aber S. 54 »fresch« (in beiden Fällen ist »fresch« gemeint), oder S. 84 »bewäch« (im Reim auf »fääsch«), aber S. 95 »bewääsch«? Und warum schreibt Sürtenich S. 6 »Aaschkroffer«, aber S. 50 »Bärmkrövver«?

Wenn wenigstens die Formulierungen originell oder zumindest gefällig wären! Aber manche sind geradezu hilflos. »Wä nix döösch – dat ess bekannt – Nennt mer Undooch hee em Land. Denn m'r süht: Wat hä och määt, Ess nit jot, et ess nor schlää« (»Dä Undooch«, S. 42). Oder: »Met 'ner Naas, die immer nass,

Määt et Levve kenne Spass. Un de Lück hand dat nit jään, Ovv se noo sind udder fään« (»Die Schnuddernaas«, S. 84). Oder: »Kaffe drengke ess e'r Levve, Alles deet se dovör jevve. Dobej sääat se dann däm Nettche Och et Nöiste uss däm Städtche« (»Die Kaffetant«, S. 44). Warum ausgerechnet dem Nettchen, wo es doch so viele nette Mädchen gibt? Das wußte schon Christian Morgenstern: sie tat's, aus lauter Raffinesse, »um des Reimes willen« (»Das ästhetische Wiesel«). Aus demselben Grunde spielt übrigens der »Kroospitter« ein Instrument. Welches? Einmal dürfen Sie raten, dann müssen Sie die Lösung auf Seite 78 nachschlagen: »Immer söök un kroos dä Pitter Un spillt nevvebej noch Zither.«

Nach alledem liest man den Hymnus auf »Uns Muttersprooch« (»Un wää die Sprooch dann och joot flääsch, Dä hät domet ald vill bewääsch«, S. 95) nur mit gemischten Gefühlen.

Im Kölschen gibt es, zum Beispiel bei Heribert Klar und Cilli Martin, eine ganze Reihe trefflicherer Reim-Charakterbilder.

HAH

Im Buchhandel erhältlich: Hans Sürtenich/Heinz D. Wilden, Jede Jeck es anders. Schäng- un Spetzname vum Rhing. J. P. Bachem Verlag Köln, 95 Seiten, 19,80 DM.

»Vun der Frau Richmod en Köllen aam Rhing...«

Eine kölsche Fassung der Richmodis-Sage aus dem Jahre 1846
von Johannes Matthias Firmenich

Schon in Heft 47 von »Alt-Köln« habe ich, ohne damals den Namen zu nennen, Markus May zitiert, der in seiner Doktorarbeit unter dem Titel »Die Geschichte der Kölner Mundartdichtung« die erstaunliche Behauptung aufgestellt hat: »Keiner der ersten Mundartdichter hat je versucht, einen Prosa- oder Sachtext in kölnischer Mundart zu schreiben« (S. 83). Damals habe ich als Gegenbeispiel acht Sagen angeführt, die Ernst Weyden auf kölsch erzählt und schon 1826 veröffentlicht hat. Der umfangreichste Prosatext aus den ersten Jahrzehnten der Kölner Mundartliteratur aber, den ich kenne, ist die kölsche Fassung der Sage von Richmodis von Aducht, die sich im ersten, 1846 erschienenen Band des mehrbändigen Werkes »Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u.s.w.« von Johannes Matthias Firmenich findet. (Von dieser Sammlung war in Heft 49 von »Alt-Köln« ausführlicher die Rede.) Firmenich, der am 5. Juli 1808 in Köln geboren war und in jungen Jahren auch im

neubelebten Kölner Karneval aktiv wurde, lebte um diese Zeit in Berlin. Den »Richmodis«-Text hat er mit Sicherheit selbst verfaßt. Er hat ihn einer Frau aus dem einfachen Volk in den Mund gelegt, so als ob sie ihn einer Nachbarin erzähle. Das gibt ihm die Gelegenheit zu allerlei Abschweifungen in den Alltag. So kann er die Erzählung, wie früher Ferdinand Franz Wallraf seine Idylle »Das Schweineschlachten«, zu einer Musterkarte der kölschen Sprache machen. Das ist nicht unbemerkt geblieben. Zu Beginn dieses Jahrhunderts haben Wilhelm Räderscheidt und Josef Bayer Firmenichs »Richmodis« wiederentdeckt und neu veröffentlicht. Ein Faksimile des Abdrucks von Bayer wiederum ist dann 1982 von der Kreissparkasse Köln als Beilage zu ihrer Hauszeitschrift »Zwischen Erft und Wupper« herausgegeben worden; wir haben damals unseren Mitgliedern je ein Exemplar von diesem mit einem farbigen Titelbild verzierten Faksimile zur Verfügung stellen können. Räderscheidt und Bayer haben allerdings die Schreibweise nach ihrem Gutdünken verändert. Auch

die Erläuterungen, die Firmenich für seine überwiegend nicht-kölnischen Leser in großer Zahl beigefügt hat, haben sie nur zum kleineren Teil übernommen. So ist es an der Zeit, den Text noch einmal so, wie er 1846 bei Firmenich steht, wiederzugeben.

Zur Schreibweise ist anzumerken, daß Firmenich das lange offene o und ö durch Anleihen aus einem anderen Alphabet kennzeichnete (dabei unterschied er das »einfache« lange o, das er mit einem Zirkumflex ô versah, vom »halblangen«, dem geschärften; für das »einfache« lange ö dagegen setzte er öö; statt dieser »fremden« Buchstaben ist hier, nach dem späteren Muster von Fritz Hönig, ein o oder ö mit untergesetztem Häkchen verwendet. Stimmhaftes und stimmloses s im Wortinnern hielt Firmenich dadurch auseinander, daß er für das eine das runde, für das andere das lange s setzte; das stimmhafte s in Wörtern wie »Alewissies«, »Jusse« und »Ooßepissel« wird hier durch kursiv-

es ss gekennzeichnet. Am sonderbarsten und befremdlichsten ist Firmenichs Schreibweise in Wörtern wie »Zigge« und »lügge« und »lugge«; dort setzt er ck mit nachfolgendem Apostroph, schreibt also »Zick'e«, »lück'e« und »luck'e«; zu dieser Hilfskonstruktion ist er vermutlich dadurch veranlaßt worden, daß er zwar feststellt und mitteilt, daß kölsches g »fast durchgängig wie j ausgesprochen« wird, sich aber, wie später Hönig, nicht entschließen kann, in diesen Fällen auch j zu schreiben. Man muß vermuten, daß Firmenichs Schreibweise, trotz der zusätzlichen Hinweise, nicht hinreichend geeignet war, seinen nicht-kölnischen Lesern die Besonderheiten der kölschen Artikulation zu vermitteln.

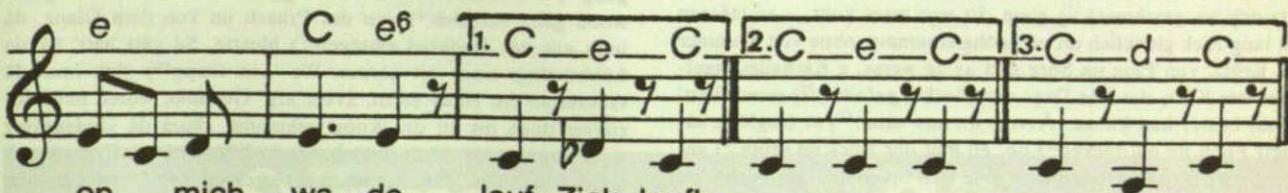
Kölner aber müßten erkennen können, wie Firmenich Kölsch gesprochen hat. Immerhin ist dieser Text nun fast hundertfünfzig Jahre alt.
Heribert A. Hilgers

Lauf, Zick, lauf!

ganz rauhig $\text{♩} \approx 64$



Lauf, Zick, lauf! Mie Leev-ge well em Ga - de hüek O - vend
Halt, Zick, halt! Meer mööchte noch jet blie-ve, komm dun uns
Lauf, Zick, lauf! Jitz kanns do wig - ger ren - ne, do kanns uns



op mich wa - de, lauf, Zick, lauf!
nit ver - drie-ve, halt, Zick, halt!
doch nit tren-ne. Lauf, Zick, lauf!

Text: Cilli Martin

Melodie: Gerold Kürten

»Vun der Frau Richmod en Köllen aam Rhing, de uus dem Graav widder opgestanden eß
(Alte kölnische Sage)

Om Nüumaat,¹⁾ nit wick²⁾ vun Zint³⁾ Apost'le, wonnde vör lang Zick'en⁴⁾ en Frau, de hehsch⁵⁾ Frau Richmod. We de ahl Lück⁶⁾ sage, soll se avsundesch rich gewääs sin, winnigstens wör se richer als meer⁷⁾ alle beids, Frau Nöbesch,⁸⁾ dann meer goht Lückcher dragen unse ganze Richdum en unsen ärme Plüütcher⁹⁾ om Lihv. Wat baat¹⁰⁾ dat, mer dörfen uns doch üvverall sinn¹¹⁾ löße, dann wat mer om Lihv han, eß winnigstens nit geborg un och noch nit em Lumbaat¹²⁾ gewääs. Wahbelehv,¹³⁾ mer künnten hoß och su 'ne Maatscheffshoht¹⁵⁾ met em gröne Pluuten dran drage, we su mänche nackte Juffer, de zo Hus de Ääd-äppel en et Kochdöppe¹⁶⁾ zällt un döckes¹⁷⁾ dä Munk mem Hölzchen opstipp.¹⁸⁾ Ävver wahd¹⁹⁾ ens gätt,²⁰⁾ ich kummen uus mingem Kuntäx; wat woll ich och sage? aha, ich en sääd,²¹⁾ dat de Frau Richmod en steinriche Frau gewääs sin soll. Sei un ehre Mann solle sich apaat lehv gehatt han un sich vun all der Zick aan, dat se gekirch²²⁾ wöre, nit ens geknäbbelt²³⁾ ov e kott Wöt²⁴⁾ gegevven han. Dä Mann wör 'nen hätzengohde, scharmanten, braven Hähr, su goht un frumm we 'nen Allewissies;²⁵⁾ un sei wör we su en Mutter Monika, un su schön, su schön, 'ne Mihler²⁶⁾ hätt' se nit schöner möle künne. Wat se ehrem Mann äckesch²⁷⁾ aan den Augen aansoch, dat däht se, un hä däht sei bahl²⁸⁾ op den Hängen drage. De Aat Männer schingen²⁹⁾ uusgestorve ze sin, ich kann mich zwör üvver der Minge³⁰⁾ nit beklage, ävver su aller ärg eß et nit met imm, hä eß esu aandöhnlich³¹⁾ nit un och nit der Sanfmöhdigste; zwör ben ich och nit op de Muhl³²⁾ gefallen un nemmen och kein Blatt vör der Munk, meer künne su zemlich sage, meer sin Späck un Schwah³²⁾ vun einem Aht. Ävver, Tackermöt! ich ben ald³⁴⁾ widder uus mingem Kuntäx gekumme; ich han dat esu aan meer, üvverall minge Mostert derzo ze gevve. Nicks för Ungoht, Frau Nöbesch; et sall jitz och we geschmeck³⁵⁾ gonn. Et wör meer goht, – se läävten en lang Zick glücklich un vergnöhg zesamme, ohne vun Kommer un Krütz, vun Plög un Sorg gätt av ze wesse, e Karnaljevüggelchen em Korv, dat alle Dags met Zucker gefodert³⁶⁾ weed, hätt' et nit bäscher han künne. Ävver, we mer sähd,³⁷⁾ et Unglök hät breit Föhß un eß döckes³⁸⁾ dö, eh mer der Röck'en eröm³⁹⁾ gedrilt hät. De Frau Richmod klagte sich op eimol, laa⁴⁰⁾ sich un wood krank un dat düchtig krank. Wä noo bedröhv un voller Angß un Sorge wör un kein Aug en der Naach zo dunn kunnt, dat wör dä ärme gohde Mann. Alle huhgelehden Döktesch leet hä gäng⁴¹⁾ zesamme kumme, ävver wat holf un baaten et, met all ehrem Krihmesch-Lating⁴²⁾ kunnten se de Frau nit widder zo sich krigge. Se lög dö op ehrem Bätt un gov kei Levvenzeiche vun sich un de studehden Hähre sääten All', sei wör duht. Dä

ärme Mann kresch⁴³⁾ sich de Augen bahl uus un staltt sich aan un jomerte, dat de Stein' en der Äade met imm hätte krieschen un hüle solle. Mer spröch 'm Truhß zo, wat meer noor kunnt, ävver dat wör all en der Wind gesproche, hä hoot⁴⁴⁾ un söch nicks en singem Leid un Schmätz, un de Thronen beck'elten⁴⁵⁾ imm de Backen erav. Ich hätt' mich duht gekresche, wann ich dä ärme gohden Hähr en singem Jömer un Zostand gesinn hätt'. Et Hätz bloht⁴⁶⁾ einem, wammer⁴⁷⁾ draan dänk. Wann ich 'ne Mann kriesche sinn,⁴⁸⁾ dann weed meer et Hätz esu deck un wihmöhdig, ich kann et üch nit sage, Frau Nöbesch, we deck un wihmöhdig et dann weed. Mich Moh⁴⁹⁾ sillig wör ävven esu, de hätt' och der Frau Richmod ehre Mann nit kriesche sinn dörfen. – Nö un nö laa⁵⁰⁾ sich doch dä Schmätz gätt⁵⁰⁾ bei imm, un hä ergov sich en der Welle Goddes, dann hä hatt' e frumm un gedöldig Gemöht un hatt' allezicks Gott der Hähr vör Auge gehalde. Hä leet noo sing Frau prächtig begrave, en Fööschtenn⁵¹⁾ kann nit schöner begrave wäde.⁵²⁾ 'Ne Laß⁵³⁾ Stutte⁵⁴⁾ wooten aan de ärm Lück verdeilt, ich gläuv, ming un öhr Familje, Frau Nöbesch, hätten eer Levve genohg dran ze ässe gehatt. Uus der Dudelad, wö de Frau en⁵⁵⁾ lög, – we en schöne wieße Ruhs lög se drenn, – blotzen un funkelten Tiemanten un Juwelen un Goldewerk, dat einem de Augen hätten üvergonn solle, dann dä Mann hatt' befolle, dat sing Frau met allen ehre Schmucksachen en et Graav gelaat wäde soll, dann, we hä sääd, hätten all' de Saache keine Wääh för inn mih,⁵⁶⁾ sick⁵⁷⁾ dat singe schönste Juwel gestorve wör. De Lich wood en em lange, lange Zogg nö Zint Apost'le gedraat⁵⁸⁾ un nö dem Sihlenamt⁵⁹⁾ en dem Dudekäller beigesatz. Dä Dudegräver vun Zint Apost'le, dä vun dä Tiemanten un Juwelen un vun all dem Goldewerk aan der Lich gehoot hatt', kunnt singer Neuscheerigkeit⁶⁰⁾ platterdings nit Hähr wäde, de koßbaren un schön' Saachen ens ze sinn. Dö hä noo muttersillig allein em Dudekäller wör, söch hä sich ehsh⁶¹⁾ noch ens vertötsch⁶²⁾ öm, ov Nümme⁶³⁾ dö en wör, un maat gäng⁶⁴⁾ et Schöbchen aam Häuvängk⁶⁵⁾ vun der Dudelad op, un wood ganz verbahß⁶⁶⁾ vun der Praach un vun dem Glanz, dä imm uus der Dudelad enttägen⁶⁷⁾ blotzte. Su gätt hatt' hä sie Läbbtesdags noch nit gesinn. We 'nen Dopp⁶⁸⁾ gink imm dä Goldkröm em Häuv eröm, ävver ärg' Gedanke woren imm dö-rüvver doch nit en der Kopp gekumme, dann dä Dudegräver wör, wammer et rääch besöch, 'ne gohde, rächschaften un och godesfürchdige Mann, et wör kei Falsch un Ärg en imm, hä wör su, we mer sähd, 'ne gohden drügge⁶⁹⁾ Pitter.

'S Meddags aam Desch verzallt⁷⁰⁾ hä singer Frau, der Kurjöh-scheteht⁷¹⁾ halver, vun dä koßbaren un schöne Saachen en der Dudelad. De Frau lohrte⁷²⁾ we 'ne Pinksfuß⁷³⁾ met spannewick Augen un met gespetzten Ohren op Alles, wat ehre Mann sääd. Se fröß imm de Wöt' bahl vum Mung av. Nö der Zupp sääd hä,

endemm dat hä e Krützche met dem Mätz⁷⁴⁾ op et Bruhd maat, òm et ze sähne,⁷⁵⁾ met laachendem Aangeseech: »Süch,⁷⁶⁾ Marikketring«,⁷⁷⁾ sääd hä, »wat notzten uns all de koßbare Saache, wammer nit zefridde wõr un wammer nit – kacke künnt? Ich ben Dudegräver un sin⁷⁸⁾ zefridde, un gevven un lõbe Malig,⁷⁹⁾ wat imm zokütt.⁸⁰⁾ Et geit nicks dörüvver, wammer e goht Gewessen hät un wammer för de ganze heile⁸¹⁾ Wält sage kann: blõß⁸²⁾ meer op et Häuv!⁸³⁾ De Frau grielaachte,⁸⁴⁾ un sääd geftig: »Doo beß e Schõf un 'nen eifäldigen Höõmes!⁸⁵⁾ Doo häß et en der Wält zo Nicks gebraat⁸⁶⁾ un weesch et och die⁸⁷⁾ Lääbtesdags zo Nicks bränge. Doo beß noch zo domm för duht ze dünn.⁸⁸⁾ Lõß deer dat gesaat sin!⁸⁹⁾ Dä Dudegräver schott der Kopp un saat nicks un daach et Sing,⁸⁹⁾ dann hä woß, wat sing Frau för e Trühbche⁹⁰⁾ wõr.

1) auf dem Neumarkt. 2) weit. 3) Sankt. 4) Zeiten. 5) hieß. 6) die alten Leute. 7) wir. 8) Nachbarin. 9) Lämpchen. 10) hilft. 11) sehen. 12) Leihhaus, frz. *lombard*. 13) was beliebt; gelt, nicht wahr. 14) bald, beinahe. 15) Hut wie ein Marktschiff. 16) Kochtopf. 17) oft. 18) aufstützt, d..h. den Mund gleichsam in Ruhestand setzt, weil sie nichts zu essen hat. 19) wartet. 20) einmal etwas. 21) ich sagte. 22) getraut. 23) gezankt. 24) oder ein böses Wort. 25) Aloysius. 26) Maler. 27) nur. 28) bald. 29) scheinen. 30) den Meinigen. 31) zuthulich. 32) Maul. 33) Schwarte. 34) schon. 35) gepeitscht. 36) gefüttert. 37) man sagt. 38) oft. 39) herum. 40) legte. 41) schnell. 42) Krämer-Latein. 43) weinte. 44) hörte. 45) liefen. 46) blüet. 47) wenn man. 48) weinen sehe. 49) Mutter. 50) etwas. 51) Fürstin. 52) werden. 53) Last, Menge. 54) lange Weißbrode. 55) in. 56) mehr. 57) seit. 58) getragen. 59) Seelenamt. 60) Neugierde. 61) erst. 62) verstohten. 63) Niemand. 64) schnell. 65) Hauptende, Kopfende. 66) verwirrt. 67) entgegen. 68) Kreisel. 69) trockene. 70) Messer. 71) Kuriosität.

72) lautere. 73) Pfingstfuchs. 74) Messer. 75) segnen. 76) sieh. 77) Maria Katharina. 78) bin. 79) Jedem. 80) zukömmt. 81) holl. *heel*, ganz. 82) blase. 83) Haupt. 84) hohnlachte. 85) Tropf. 86) gebracht. 87) dein. 88) zu thun, d. i. gemacht zu werden. 89) das seinige. 90) eigentl. Tröstchen.

Herausgeber: Heimatverein Alt-Köln e. V. zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart · Vorsitzender: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29–31, 5000 Köln 1 · stellv. Vorsitzender: Heinz Bauer, Mainzer Straße 38, 5000 Köln 1 · Schriftführer: Hubert Philippsen, Grunerstraße 7, 5000 Köln 80 · Schatzmeister: Franz Cramer, Am Botanischen Garten 39, 5000 Köln 60 · **Verlag:** Heimatverein Alt-Köln e. V. · **Redaktion:** Dr. Heribert A. Hilgers · **Druck und Anzeigenverwaltung:** Greven & Bechtold GmbH, Sigurd-Greven-Straße 5, 5030 Hürth 5 (Efferen) · **Vertrieb:** Hubert Philippsen · **Konten des Heimatvereins:** Stadtparkasse Köln Nr. 266 2013 (BLZ 370 501 98) · Kreissparkasse Köln Nr. 32 625 (BLZ 370 502 99) · Kölner Bank von 1867 Nr. 1483 6004 (BLZ 371 600 87) · Postgirokonto Köln Nr. 52 870-505 (BLZ 370 100 50) · Ein Bezugspreis wird für „Alt-Köln“ nicht erhoben; er ist im Mitgliedsbeitrag des Heimatvereins enthalten.

Bildnachweis: S. 2: Stadtkonservator Köln (Celia Körber-Leupold); S. 3: aus »Hennef-Stadt Blankenberg«, 6. Auflage, 1986; S. 5: aus »Steinfeld« von J. Heinrich Schmidt, 1951; S. 11: aus »Der Dom zu Köln« von Joseph Hoster, 1964; S. 13: Rheinisches Bildarchiv; S. 15: aus »Kunststadt Aachen« von Hermann Weisweiler und Wolfgang Richter, 1977; S. 17: Theo Felten; S. 26 und S. 28 links: Heribert Brands; S. 27 und S. 28 rechts: aus »Kölner Originale« von Reinold Louis, 1985; S. 30, S. 32 und S. 35 (2×): aus den dort besprochenen Büchern; S. 37: Druckvorlage Gerold Kürten.

Druckauflage dieses Heftes: 2050 Exemplare. Alle Rechte vorbehalten; Nachdruck und Reproduktion nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion.

Erst mal einen **SÜNNER KORN** ... und dann **SÜNNER Kölsch**



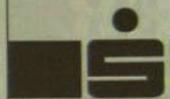
"Wat morjens passeet, kütt em Hännesche ovends op et Tapeet."

Unser Herz schlägt kölsch - "och für et Hännesche"

Ein bißchen Ernst ist manchmal schon dabei, wenn echte Kölner augenzwinkernd behaupten: "Wann et ens hatt op hatt köm, dat Schauspill un die Oper künnte mer zomache, ävver et Hännesche möht wigger spille". Denn wo wird Politikern und hochgestellten Bürgern sonst noch so respektlos – aber humorvoll – der Spiegel vorgehalten, wie auf der heißgeliebten Puppen-

bühne? Zum Lachen war den Puppenspielern allerdings nicht immer zumute. Oft genug fiel der Vorhang auf unbestimmte Zeit. Doch irgendwann ging's immer wieder weiter. Und weitergehen soll es auch in Zukunft. Wir unterstützen unser Hänneschen-Theater – nicht nur finanziell.

Hier wird noch wahres Brauchtum gepflegt und bewahrt.



Kreissparkasse Köln

Tradition und Zukunft